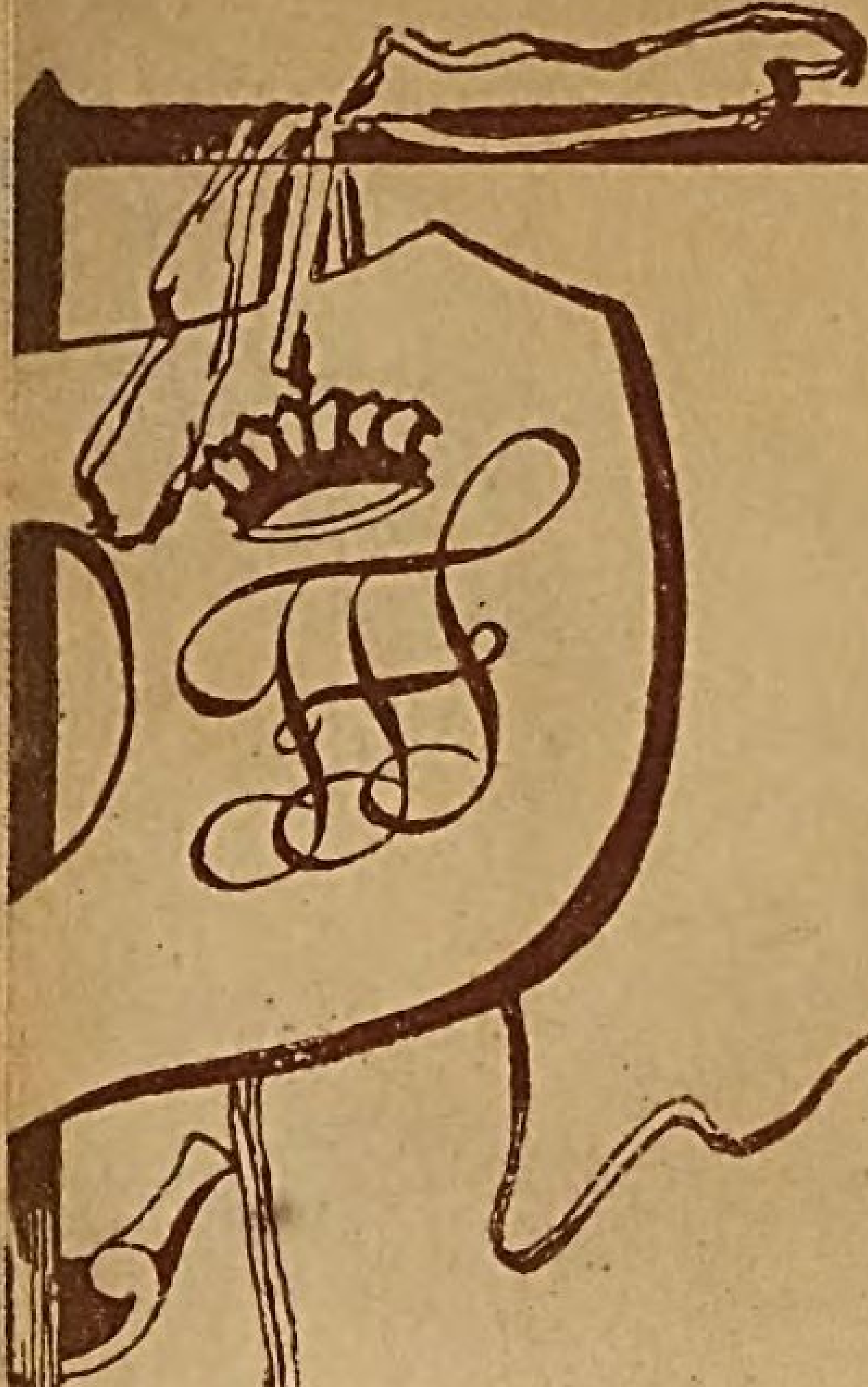
und anderes. 1897.



Franz Friedrich Ferdinand

und Anderes

von

Ernst Muellenbach

(E. Lenbach).



Dresden und Leipzig.

Verlag von Carl Reißner.

1897.

Paul Heyse

in herzlicher Verehrung

Poppelsdorf, Mai 1897. E. M.

Franz Friedrich Ferdinand

und Anderes

Franz Friedrich Ferdinand

und Anderes

von

Ernst Muellenbach (E. Lenbach).

Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1897.

Dr. Hans Cajetan

Frau Käthe Cajetan

in Bonn

freundschaftlich zugeeignet.

Inhalt.

Franz Friedrich Ferdinand.

Zwischenblätter aus der Chronik eines Kleinstaats.

I.

An einem Septemberabend des Nothjahres 1847 saß Fürst Franz Friedrich Ferdinand mit seinen Getreuen im sogenannten Spielzimmer des fürstlichen Residenzschlosses. Der Fürst, der Cabinetsminister von Müller und die Oberhofmeisterin Fräulein Aglaja von Ziegebein spielten Domino, eine gute altfränkische Parthie zu Dreien mit achtundzwanzig Steinen, ohne Chicanen und Hindernisse. Der Commandant des fürstlichen Militärs, Major Böllermann, sah zu und notirte die Gewinne. Dazu tranken die Herren aus großen Römern von dunkelgrünem Krystallglas Rheinwein, den ihnen ein grauhaariger, halbtauber Lakai in schieferblauer Livrée einschenkte; Fräulein von Ziegebein hatte ein Theetischchen neben sich stehen, dessen Ausstattung von

verschnörkeltem Meißner Porzellan so altmodisch vornehm aussah, wie sie selbst in ihrem schwarzen Seidenkleid und der schwarzen Spitzenhaube über den sorgfältig frisirten eisgrauen Löckchen. Der Cabinetsminister von Müller war in Civilhoftracht, schwarz mit weißer Weste, Kniehosen und weißseidenen Strümpfen. Die beiden anderen Herren trugen die Uniform der Leibcompagnie: die weiße Weste unter dem hoch ausgeschnittenen blauen Frack mit steifem Kragen und langen Schößen, dazu weiße Beinkleider und hohe, glänzendschwarze Reitstiefel — wie immer. Steif, vornehm und ein wenig greisenhaft erschien Alles in diesem Gemach: die weißlackirten Möbel im nüchternsten Empirestyl, die beiden Stutzuhren, die so zimperlich leise schlugen, als schämten sie sich, an einem solchen Orte vom Fortschritt der Zeit zu reden, — und auch die Menschen.

Die Wachskerzen auf den silbernen Leuchtern brannten ganz stet. Es war ein warmer, windstiller Abend. Durch die offenen Fenster klang von drunten zuweilen der Schritt der Schildwache herauf; aus der Stadt sonst kaum ein Geräusch. Die Residenz schlief früh ein.

„Eine neue Runde, — Durchlaucht haben auszuspielen," verkündigte der alte Major mit einem Tone, als handle es sich um eine militärische Meldung.

Der Fürst nickte und betrachtete den Stein nachdenklich, ehe er ihn auf den Tisch legte. „Es ist merkwürdig," sagte er. „Jedesmal, wenn ich diese Doppelfünf sehe, muß ich an ein paar Ochsenköpfe denken."

„Man wird oft im Leben daran erinnert," meinte die Ziegebein und setzte an.

„Jawohl," erwiderte der Fürst zerstreut und strich sich über den grauen Backenbart. „Sagen Sie mal, mein lieber Müller, wie viel Ochsen mögen wir denn wohl eigentlich in unseren Staaten haben?"

„Mit wie viel Beinen?" fragte die Ziegebein dazwischen.

„Mit vier natürlich," antwortete der Fürst ernsthaft. „Eine Volkszählung haben wir ja neulich gehabt, — wie hoch war doch die Summe, mein lieber Müller?"

„Dreißigtausendsechshundertundneunundvierzig, Durchlaucht," erwiderte der Cabinetsminister.

„Richtig ... Man vergißt so was zu leicht ... Wissen Sie, mit Zahlen gebe ich mich nicht gern ab. Aber mein Vetter Egon Alexander drüben, von der jüngeren Linie, der hat wohl beträchtlich mehr?“

„Siebenundsechszigtausendeinhundertundelf, Durchlaucht.“

„Sieh 'mal an! Das ist ja ... warten Sie 'mal ... das ist ja beinah' noch 'mal so viel ...“

„Gar nicht gerechnet die zwei- bis dreitausend ausländischen Lumpen, die jedes Jahr nach der Spielbank drüben kommen,“ warf die Ziegebein dazwischen. Sie war ärgerlich, wie jedesmal, wenn die Herren das Spiel mit einem Gespräch störten. Der Fürst war das gewohnt. Er winkte nur ein wenig mit der Hand ab und sagte: „Na einerlei ... ich finde es unrecht, daß man die Menschen zählt und das Vieh nicht. Lassen Sie doch allernächstens einmal durch die Landjäger eine genaue Viehzählung vornehmen, mein lieber Müller! Was meinen Sie dazu, Herr Major?“

Der Major riß, erwachend, die Augen weit auf und reckte sich steif zusammen. „Zu Befehl, Durch-

laucht!" rief er, dann schloß er die Augen wieder und sank langsam zurück.

„Dann lassen Sie aber auch die einzelnen Sorten Viehzeug etwas genauer characterisiren, Excellenz," bemerkte die Ziegebein.

„Natürlich," versetzte der Fürst, „besondere Kennzeichen — wie bei einem Steckbrief, wissen Sie ... unsere gute Ziegebein hat ganz recht ... Wir wollen doch wissen, wie es in den Ställen unserer Staaten aussieht! Mit der Politik habe ich mich nie abgegeben, das überlasse ich Ihnen, mein lieber Müller; aber dies ist eine andere Sache ... Na, wer ist denn dran? Notiren Sie auch, Herrr Major?"

Der Major antwortete nur mit einem Seufzer des Traumes.

„Er schläft 'mal wieder," sagte die alte Dame leise. „Und träumt wahrscheinlich wieder von der Schlacht bei Ligny."

„Ja, das war sein großer Tag," meinte der Fürst. „Na, lassen wir ihn schlafen, sonst vernotirt er sich doch. Und der Schlaf eines alten Helden ist heilig, nicht wahr, liebe Freundin? Nehmen Sie nur die Tafel, aber bleiben Sie ehrlich dabei."

II.

Einige Tage später stand Fürst Franz Friedrich Ferdinand auf seinem Observatorium und beobachtete seine Staaten. Er sah sehr stattlich aus; denn der Zugluft wegen trug er einen dreieckigen Officiershut, mit mächtigem schwarzgrünen Federbusch, auf dem kahlen Haupte, und da in der militärischen Kleiderordnung Hut und Degen einander voraussetzen, so hatte er auch den Degen umgeschnallt.

Das Observatorium war ein quadratisches Thurmzimmer mit hohen Schiebefenstern auf allen Seiten und einer schmalen Thür. In der Mitte stand auf schön geschnitztem Gestell ein großes, drehbares Fernrohr. Vor diesem Rohr pflegte der Landesherr jeden Morgen nach dem ersten Frühstück einige Zeit zu verweilen. Bei gutem Aussichtswetter leistete ihm Fräulein Aglaja von Ziegebein Gesellschaft.

Auch heute hatte sie sich eingefunden. Sie saß auf einem Rohrsessel, strickte etwas langes Weißwollenes zu irgend einem wohlthätigen Zweck und betrachtete ab und zu ihren fürstlichen Freund mit einer wohlwollenden Ironie. Seine höfliche Einladung ans Fernrohr hatte sie wie immer dankend abgelehnt:

„Durchlaucht verzeihen, wenn ich mich mit meinen Augen begnüge. Unser Fürstenthum hat etwas von der Natur des Menschen — das Herz, ich meine die Residenz, liegt stark nach links. Ja, wenn man da drüben nach Westen hinsehen könnte, — da haben Durchlaucht ja noch ein ganz ordentliches Stück, bis man ans Preußische stößt. Aber da liegen die Berge zwischen und der Wald. Diesseits sind wir ein Bischen zu nahe an die jüngere Linie gerathen. Da drüben — das Dorf, Breibach meine ich, wo der Pastor wohnt, der jeden Sonntag über den Propheten Joël spricht — das ist ja schon zur größeren Hälfte Ausland. So weit tragen meine alten Augen noch. Und darüber hinaus, — Gott, da mag ich gar nicht hinsehen. Ich fürchte immer, ich könnte einmal unversehens einen armen Teufel im Rohr baumeln sehen, der sich da drüben irgendwo an einen stillen Ast gehängt hat, nachdem sie ihm in der Spielhölle den letzten Louisd'or abgemaust haben."

„Ja, ja," antwortete der Fürst etwas verlegen. „Seien Sie doch 'mal still davon, liebe Aglaja, ich kann doch nicht dafür, daß mein Vetter drüben den

Unfug in seiner Residenz zuläßt. Es ist seine Sache. Sie wissen, mit den inneren Angelegenheiten der jüngeren Linie habe ich mich nie abgegeben, und was wollte ich auch groß machen? Ich kann ihn doch nicht bei dem durchlauchtigsten Deutschen Bund in Frankfurt denunziren! Abgesehen davon, daß es nichts helfen würde."

Der Fürst blickte wieder ins Rohr. „Nun seh' 'mal Einer! Da treibt ja der Kerl, der Gärtner vor dem alten Thore, — wie heißt er doch? Zwiebelhecht oder so, — der treibt ja zwei Prachtochsen über die Landstraße! Und da hinten kommen noch drei. Wir müssen doch trotz der schlechten Zeiten eine Riesenmenge von dem Gethier in unseren Staaten haben. Ich bin gespannt auf den Bericht. Heute soll er ja fertig werden."

„Wie hübsch die Ruine daliegt, der Falkenstein," bemerkte die Hofdame. „Ordentlich wie das Bergschloß in der Goethe'schen Ballade, wissen Durchlaucht?

Und Knapp' und Kellnerin glänzen
Als Herren weit und breit.

Nur leider ist es jetzt nicht Knapp' und Kellnerin, sondern der Banquier Landauer nebst Gemahlin."

„Jawohl," erwiderte der Fürst und sah sie aus seinen gutmüthigen blauen Augen nachdenklich an. „Wissen Sie, Aglaja, wenn ich das so bedenke, — diese Grafen von Falkenstein — es ist ja ein ganz großartiges Geschlecht gewesen zu seiner Zeit. Unser guter Müller hat mir 'mal einen Vortrag darüber gehalten. Und dann, — ich weiß nicht, ist es vier- oder fünfhundert Jahre her? Na also, so um Luther herum, da sind sie 'mal ausgestorben, und wir haben die Masse geerbt, — 's ist aber nachher bei der Erbtheilung meist an die jüngere Linie gefallen. Und das Nest, den Falkenstein, haben sie vernachlässigt, es ist so peu à peu ruinös geworden. Gott; ich habe nichts dagegen, — eine Ruine im Lande, es macht sich ganz nett. Es giebt Patina, wissen Sie. Aber daß sie nun neuerdings gerade von unserem Hofbanquier aufgekauft worden ist ... Merkwürdig! Eine alte Ritterburg ... Es muß doch den ganzen Adel irritiren."

„Das ist der sogenannte Zeitgeist," meinte das Fräulein. „Uebrigens, was wollen Durchlaucht mit dem Adel? Wir haben ja gar keinen."

Der Fürst sah sie überrascht an. „Das ist auch

wieder wahr," versetzte er. „In meinen Staaten ist der Adel völlig aufgegangen ... Mein Vetter Egon Alexander hat aber doch noch genug davon, um alle Hofchargen zu besetzen ..."

„Was das aber auch für Adel ist!" bemerkte das Fräulein von Ziegebein verächtlich. „Ein paar französische Glücksritter hat die Spielbank angezogen, man weiß nicht, sind sie Kammerherren oder Croupiers? — Und den Rest verdankt Durchlaucht Egon Alexander ihrem höchstseligen Großvater ... Durchlaucht wissen wohl, was ich meine ..."

„Na ja, ja," erwiderte der Fürst ungeduldig, „morganatische Ehe, ich weiß, ich weiß ... sehr fruchtbar ... Aber einerlei: wir haben hier wirklich doch nur Sie und unseren guten Müller ... und wie steht es damit? Er hat es von seinem Vater her, den der König von Preußen geadelt hat, und Sie — na, sehen Sie mich nicht so an, als ob ich Ihre stiftsmäßigen sechszehn Ahnen anzweifeln wollte! Aber Sie sind doch auch — wie soll ich sagen — importirt ... classischer Import, das gebe ich zu ... damals, als Sie als Hofdame zu meiner seligen Mutter aus Weimar kamen, — na, wie lang ist's

denn her? Vierzig Jahre mindestens ... Sie waren ja meine erste stille Liebe, ich war damals vierzehn Jahre und Sie eine schöne, voll erblühte Rose von einigen —"

„Sparen sich Durchlaucht das Rechnen nur," unterbrach ihn das Fräulein. „Und was das Classische angeht, so bitte ich bemerken zu dürfen, daß ich darauf wirklich stolz bin ... Es hat etwas für sich, auch einmal an Goethe's Hof gewesen zu sein, und ich lasse nichts auf meine Classiker kommen. Durchlaucht freilich .... was lesen Durchlaucht denn von ihnen? Höchstens ab und zu ein paar komische Erzählungen vom Hofrath Wieland ... und ich will nicht fragen, warum? Aus ästhetischen Gründen schwerlich."

Der Fürst lächelte friedlich. „Ereifern Sie sich nicht, Aglaja," sagte er. „Sie kennen meine Hochachtung vor Ihrem classisch gebildeten Adel. Ewig schade, daß er mit Ihnen in meinen Landen ausstirbt ... Na, die von Müller's blühen ja noch fort ... Nette Blüthe! Seit der Doctor Theobald von Müller wegen seiner demagogischen Dichtereien aus Berlin ausgewiesen worden ist, hat der Alte ihn ja völlig verstoßen ..."

„Ja,“ bemerkte das Fräulein, „da erkennen Durchlaucht den Briefadel. Unser guter Müller ist ja die friedfertigste Seele, aber im Punkte der Legitimität ist er schlimmer, als wir Alle ... Und warum? Ihnen, oder meinetwegen auch mir, schadet das nichts; wenn wir wollten, könnten wir liberal sein wie die Spatzen, wir haben doch unsere Ahnen. Aber so etwas, das muß conservativ sein, sonst glauben ihm die Leute nicht mehr an die drei Buchstaben ... Ach Gott ja! Man müßte doch einmal mit Seiner Excellenz reden ...“

Der Fürst machte eine abwehrende Bewegung. „Liebe Freundin, Sie wissen, mit Privatangelegenheiten meiner Beamten gebe ich mich grundsätzlich nie ab ...“ —

„Seine Excellenz der Herr Cabinetsminister lassen um die Gnade bitten,“ meldete der Lakai.

Der Fürst nickte vergnügt. „Pünktlich, wie immer!“ sagte er, sobald der Lakai verschwunden war. „Nun bin ich doch gespannt. Adel haben wir ja nicht mehr in unseren Staaten — —“

„Aber Ochsen,“ ergänzte die Ziegebein.

III.

Der Cabinetsminister von Müller blickte etwas verlegen, als er seinem Gebieter das schriftliche Ergebniß der Viehzählung überreichte. Mit aller Ausführlichkeit und Raumverschwendung hatte der Kanzlist doch nur vier Seiten verbraucht, um den ganzen Viehstand des Fürstenthums unterzubringen.

Aber der Fürst schien sehr befriedigt. „Da hören Sie nur," sagte er und las der Hofdame einige Zahlen vor. „Diese Masse Rindvieh! Und dieser Berg Schweine! Und dabei durchweg beste Race, wie dahinter steht. — Beiläufig bemerkt, mein lieber Müller, — bei einem solchen Bestand können wir doch unmöglich mit einem Stier in unseren Staaten auskommen?!"

„Die Leute hinterm Wald bedienen sich im Bedarfsfalle aus dem Preußischen," erwiderte der Cabinetsminister.

Franz Friedrich Ferdinand schüttelte unwillig den Kopf. „Das ist nichts," sagte er. „Sie wissen, ich mische mich nicht in die Diplomatie; aber von einem solchen internationalen Verkehr will ich nichts wissen ... Ich will meine eigene Rindviehrace in

meinen Staaten rein halten. Sorgen Sie, daß dazu das Entsprechende auf Staatskosten in die Wege geleitet werde ... Uebrigens, was ist das hier? Unter den Pferden sollen zwei englisches Vollblut sein? Da hat sich Jemand etwas vormachen lassen. Ich habe kein einziges Vollblut in meinem Stall. Meinen Sie, ich hätte Geld zu solchem Luxus? Es wäre ja eine sündhafte Verschwendung, — bei den Zeiten!"

„Verzeihen Durchlaucht, — das sind die beiden neuen Wagenpferde des Hofbanquiers Landauer," erklärte der Minister.

„So?" erwiderte der Fürst. „Das ist ja ein Mordskerl. Falkenstein kauft er, Vollblut kauft er — will mir wohl nächstens die Souveränetät abkaufen, was? Sagen Sie ihm, daß er mir vom nächsten Ersten an zwei Procent mehr von meinem Guthaben zahlt. Sonst entzieh' ich's ihm und richte eine neue Steuer auf Vollblut ein ... Na, also das wären die Pferde. Ah, und Ziegen haben wir auch? Ihre Wappenthiere, Aglaja ... Hühner, Gänse, Enten ... ja, wo bleiben denn die Hunde?"

„Auf der letzten Seite, Durchlaucht ... Als minder nützliche Thiere ..."

„O, sagen Sie das nicht, mein Lieber! Ein Hund ist mitunter nützlicher, als ein Ochs. Wie wollen Sie mit einem Ochsen einen Fuchsbau ausnehmen? Und auch als Hausthier … sehr plaisant … manchmal plaisanter, als die Menschen … Ich will mir auch wieder einen fürs Zimmer beilegen, — aber was für eine Race? Lassen Sie doch 'mal sehen … Dackel, — ja, ja, — das wäre so was. Amusante Thiere … krummbeinig, abnorm, — sozusagen Rococo, aber grob. Bauernrococo, wissen Sie … Nun, deren haben wir ja eine nette Summe. Natürlich, — bei dem starken Jagdbestand … Aber was sehe ich da? ‚Besondere Bemerkungen: ein Dackel ist scheckig.' Hat man je so was erlebt? Ein scheckiger Dackel!"

„Die giebt's, Durchlaucht," bemerkte die Hofdame. „Scheckig wie ein Kalb. Taugen aber nichts zur Jagd."

„So?" fragte der Fürst aufgeregt. „Sie als Jägermeisterskind müssen es ja wissen … Aber einerlei: den muß ich sehen. Wo ist er denn?"

Ueber das feine, glattrasirte Gesicht des Cabinetsministers flog ein Roth des Unmuths. „In dem

Dorfe Klein-Breibach, Durchlaucht," sagte er. „Die — die Tochter des dortigen Pfarrers Liebetreu hat ihn erst vor Kurzem aus Tübingen, wo sie zur Erziehung war, mitgebracht."

„Ach sieh 'mal," rief der Fürst in heiterster Laune, „also gleich zwei Neuigkeiten in unseren Staaten! Ein gescheckter Dackel und eine im Ausland erzogene Landestochter! Hübsch, was? — aber natürlich, — Pfarrerstöchterlein! ... Hm, ob sie ihn mir wohl verkauft? Sehen möchte ich ihn jedenfalls ... Wissen Sie, mein Lieber, — der Morgen ist so schön, — wenn wir 'mal gleich hinüberführen ..."

„Verzeihen Durchlaucht," fiel die Hofdame rasch mit einem Blick auf das verlegene Gesicht des Ministers ein, „Se. Excellenz haben heute ein dringendes Geschäft ... Privatangelegenheit von mir ... wenn ich vielleicht als Stellvertreterin einspringen dürfte ..."

Der Fürst musterte die Beiden mit überraschtem Blick. „Aber gewiß," sagte er gutmüthig, „lassen Sie sich doch nur nicht stören, mein lieber Müller! Gehen Sie nur, — das Uebrige erledigen Sie allein; wenn Sie noch 'was zu unterschreiben haben, bringen

Sie's mir heute Abend … Ich werde denn also mit unserer lieben Ziegebein hinausfahren — leben Sie wohl indeß!" —

„Sagen Sie 'mal, liebe Aglaja," sagte der Fürst, nachdem der Minister sich entfernt hatte, „was ist denn das? Warum will — oder warum soll er nicht mit? Denn das mit Ihren Privatangelegenheiten war doch nur Vorwand. Dafür kenne ich meinen Cabinetsminister Anselmus von Müller zu gut. Der läßt sich nicht einmal durch seine eigenen Angelegenheiten von einem Allerhöchsten Auftrag abhalten. Höchstens durch seinen Tod … Sollte er am Ende einen unwiderstehlichen Abscheu gegen gescheckte Dackel haben?"

Das Fräulein lachte etwas gezwungen. „Ich hoffe nicht, daß er so ungerecht ist," sagte sie. „So ein armes Vieh kann doch nichts dafür, daß es so auf die Welt gekommen ist. Aber wenn Durchlaucht es denn wissen wollen, — Se. Excellenz hat einen Haß auf den Pastor. Der gute Liebetreu hat vor etlichen vier oder fünf Jahren den jungen von Müller in ein Haus in Tübingen empfohlen, wo der junge Mann damals studirte, — an einen alten Studien-

freund. Und nun meint unsere Excellenz, der Theobald habe da das liberale Gift eingesogen; der Hausherr sei ein wilder Demokrat, und das habe der Pastor gewußt. Du lieber Gott, ich glaube, der weiß gar nicht, daß es so etwas giebt; der kennt ja nur die Heuschrecken aus dem Propheten Joël. Sonst hätte er doch nicht seine einzige Tochter in dasselbe Haus gegeben ..."

„Ja, ja," sagte der Fürst. Er hörte nur noch scheinbar zu, ganz vertieft in einen neuen Gedanken. Einige Male ging er im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor der Dame stehen und sah ihr ins Gesicht: „Wissen Sie, Aglaja," sagte er, „es ist doch schade, daß es nicht ein Pärchen ist!"

„Um Gottes willen," rief sie, „was glauben Durchlaucht? Daran ist ja gar nicht mehr zu denken!"

„Ja, leider!" seufzte der Fürst. „Es wäre aber doch zu schön. Wissen Sie, wenn es dann Junge gäbe ... Aber es wäre wohl ein zu großer Glücksfall. Die Thiere sind wohl sehr selten, was?"

„Aber wovon sprechen Durchlaucht denn?"

„Na, von den geschecktten Dackeln. Wovon soll ich denn sonst sprechen?"

„Ach so," sagte sie seufzend. „Ja, das wird denn wohl so sein."

IV.

Sie hatten es schlecht getroffen. Der Herr Pastor war in der Kirche bei einer Trauung, und das Fräulein Johanna war schon in aller Frühe mit dem Waldmann über die Grenze nach Groß-Breibach gegangen, um die Tochter des dortigen fürstlichen Rentmeisters zu besuchen.

So berichtete die Wirthschafterin des Pastors, während sie vor den vornehmen Gästen auf dem Hausflur stand und vor lauter Knixen ganz vergaß, sie in ein Zimmer zu bitten. Hinter ihr, in der halb geöffneten Küchenthür, stand eine Magd, die beim Anblick des Ordenssternes auf der Brust des Fürsten völlig zur Salzsäule erstarrt war. Aus der Küche quoll ein nahrhafter Dunst von Erbsensuppe mit geräucherter Bratwurst . . .

Franz Friedrich Ferdinand sah sehr unzufrieden drein. „So werden wir eben warten müssen," sagte er. Dann öffnete er ohne Umstände die Thür des Wohnzimmers und ließ die Hofdame vorantreten.

„Hm,“ meinte das Fräulein von Ziegebein, nachdem sie sich in dem Raume umgeschaut, „sehr einfach. Aber sauber. Daneben ist das Studirzimmer . . . viel Bücher! — Da sehen Durchlaucht, — das ist das Mädchen.“ Sie deutete auf eine kleine Daguerrotypie, die im schwarz lackirten Rahmen über dem Ledersopha hing, unter einem Christuskopf in Oelfarben.

Der Fürst nahm das Bildchen vom Nagel und musterte es lange; dann sah er die Hofdame überrascht an. „Aber sagen Sie 'mal,“ bemerkte er, „die ist ja wirklich hübsch!“

„Ich habe ja auch nicht das Gegentheil behauptet,“ brummte die Hofdame und nahm ihm das Bildchen wieder ab, um es an den Nagel zu hängen. Es sah fast aus, als ärgerte sie sich über sein Lob.

Der Fürst hatte unterdeß eine alte Strohmatte hinter dem Ofen entdeckt, die er mit Rührung betrachtete. „Und das ist sein Bett,“ bemerkte er. „Wenn er sich da nur nicht erkältet. Hunde sind oft so empfindlich.“ Er ging ungeduldig auf und ab, dann nahm er ein Buch von dem kleinen Nähtischchen, das am Fenster stand.

„Sieh' 'mal an," sagte er, „hier werden Ihre Classiker doch noch geehrt, liebe Aglaja. ‚Emilia Galotti', von Lessing. Also so etwas liest man hier!"

„Das lesen Durchlaucht nur auch," meinte die Ziegebein, „es ist ein lehrreiches Stück."

„Ja wohl," erwiderte der Fürst harmlos und öffnete das Buch an der Stelle, wo ein Lesezeichen eingelegt war, ein grünes Seidenband mit weißgestickter Inschrift: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln." Er las eine halbe Seite, dann legte er das Band wieder hinein und klappte das Buch zu. „Gemeiner Hallunke, dieser Marinelli," brummte er. „Aber so 'was giebt es."

„O ja," bestätigte die Ziegebein. „Da brauchen Durchlaucht nur eine Residenz weiter zu gehen."

Jetzt öffnete sich die Thür, und der Pastor erschien, noch im Ornat und mit dem Ausdruck feierlicher Aufregung auf dem überaus gutmüthigen, bartlosen Antlitz. Hinter ihm erschien seine Tochter, sie hatten sich vor der Thür getroffen.

„Durchlaucht, — welche Ehre!" begann der Pastor. „Nun ist wahrlich Freude unter meinem

geringen Dache, da der Gesalbte des Herrn es nicht verschmäht, darunter einzukehren!"

„Bitte, bitte!" erwiderte der Fürst und reichte ihm die Hand. „Wollte schon längst 'mal nachsehen, mein lieber Pastor Liebetreu, wie es bei Ihnen steht. Ihre Tochter, nicht wahr?"

Das junge Mädchen knixte, — sehr tief, sehr befangen, mit niedergeschlagenen Augen. Sie war wirklich noch viel hübscher als auf dem Bilde: eine zierliche, fast noch knospenhafte Gestalt, im weißen hoch gegürteten Kleidchen, das die zart gerundeten Unterarme und ein schmales Streifchen unter dem Halse frei ließ; ein liebes rundes Gesichtchen mit halblangen blonden Locken; und über dem Allen eine natürliche Anmuth, die das fühllose Sonnenlicht auf der präparirten Silberplatte gar nicht wiedergeben kann. Als der Fürst auch ihr mit einigen freundlichen Worten die Hand reichte, blickte sie aus den klarsten blauen Augen so kindlich dankbar zu ihm auf, daß es ihn ganz seltsam rührte.

Nun aber sprang die angelehnte Thür vor einem heftigen Scharren auf, und ein längliches, vierbeiniges Etwas fuhr ungestüm mit wildem Gebell an den

hohen Stiefeln des Landesherrn empor, der die sonderbare Creatur entzückt betrachtete.

„Na, der verdient wirklich eine besondere Bemerkung in der Viehliste,“ meinte die alte Hofdame.

„Ach ja, er ist sehr häßlich, der arme Kerl,“ sagte Johanna traurig. Sie hatte den Dackel am Nacken erwischt und hielt ihn nun, am Boden kauernd, mit beiden Armen von weiteren Angriffen ab.

„Aber nein ... prächtig ist er!“ rief der Fürst und musterte immerfort die durchaus unregelmäßigen weißen, gelben und schwarzen Flecken auf dem langen, eingebogenen Leibe, den raceechten, spitzschnauzigen Kopf mit den langen Hängeohren, deren eines in fleckenlosem Weiß schimmerte, während das andere ebenso wie der obere Theil des Gesichtes ein mit gelben Haarbüscheln durchsetztes Schwarz zeigte. „Wie er aussieht!“

„Großartig,“ bemerkte die Hofdame. „Als ob ihn die Natur im Finstern auf ihrer Palette herumgerieben hätte.“

„Darf ich ihn einmal nehmen?“ fragte der Fürst. Johanna Liebetreu sah ihn sprachlos verwundert an. „Er beißt ...“ stotterte sie endlich. Aber Franz

Friedrich Ferdinand wußte mit Hunden umzugehen. Nach wenigen Minuten schmiegte sich der scheckige Waldmann ganz zufrieden auf den Schooß seines neuen Gönners, der wie ein Bild befriedigter Fürstenhoheit im Sopha neben der Haustochter saß und über die Abtretung des Naturwunders verhandelte. Nein, verkaufen wollte Johanna Liebetreu das Thier nicht... Aber wenn sie Durchlaucht bitten dürfe, es als ein Geschenk anzunehmen . . . Und da der Fürst beinahe verwirrt dankte, fuhr sie mit einem kindlichen Lachen fort: „Es ist gewiß das Beste für seine Sicherheit. Wir sind hier zu nahe an der Grenze . . . er wildert, der arme Kerl, und die fürstlichen Jäger von drüben hätten ihn beinahe schon einmal erschossen.“

„Was?“ fuhr der Fürst auf. „Erschossen?! Diesen Hund erschossen?!!“ Noch hatte ihn nichts von Allem, was man im Lande der jüngeren Linie that oder beinahe that, so im Innersten aufgeregt.

Die Hofdame hatte unterdeß den Pastor in ein Gespräch über die Lage in seiner Gemeinde verwickelt. Der Fürst und Johanna plauderten weiter, zuerst über die Tugenden und Untugenden des Gescheckten,

dann über Tübingen und allerlei Anderes. Die Befangenheit des jungen Mädchens löste sich immer mehr; der Fürst sprach ja so leutselig und einfach, ganz wie ein recht guter, wohlgesinnter Onkel. „Sie lesen wohl viel?“ fragte er. „Habe mir da eben erlaubt, 'mal in Ihr Buch zu sehen. Tüchtiges Werk, ja, ja ... dieser Lessing, — der verstand es ... Nun, sagen Sie 'mal, mein liebes Kind, das greift Sie wohl sehr an, so eine — na, ich meine, so eine traurige Geschichte?“

Sie nickte eifrig und faltete die Händchen. „Ach ja,“ sagte sie, „es ist ja doch auch zu schrecklich, nicht wahr? Aber das ist ja nun schon lange her ... Ich denke mir, jetzt kann so etwas doch nicht mehr vorkommen ... Und es wird doch auch wohl früher nur eine traurige Ausnahme gewesen sein. Ich denke mir immer, der Herr hat auch früher den Königen und Fürsten zumeist ein königliches Herz gegeben, daß sie nach seinem Sinne herrschten, das Unrecht ahndeten und der Noth steuerten, wie ... wie —“ sie erröthete und brach ab.

„Nun, — wie? ...“ half der Fürst ein, indem er das süße Gesichtchen lächelnd betrachtete.

„. . . Wie Eure Durchlaucht," fuhr sie muthig fort. Sie sah ihn mit einem warmen Blick an, der keine Spur von bewußter Schmeichelei verrieth. „Man kann es ja von allen Fremden hören, wieviel leichter es unseren Leuten hier im Lande doch noch immer geworden ist, das böse Nothjahr auszuhalten, als anderswo. Und das haben die Unterthanen doch nur der väterlichen Fürsorge zu verdanken, mit der Durchlaucht sich ihrer früh genug angenommen haben. Die Lieferungen von Saat- und Brotkorn, von Viehfutter, die Nachlasse an Steuern und Pacht . . ."

„Ja, ja," warf Franz Friedrich Ferdinand ein. Er wich ihren strahlenden Blicken aus, es wurde ihm ganz heiß im Gesicht. „Dieser Müller," dachte er, — „er scheint ja wirklich brav vorgesorgt zu haben . . . wie immer. Aber daß sie mich nun deshalb lobt . . . wenn ich doch nur genau wüßte, was es war . . ."

Der Pastor hatte die letzten Worte seiner Tochter aufgefangen. „Ja fürwahr," begann er, „unsere Bauern sind Eurer Durchlaucht tief verpflichtet für so weitschauende Fürsorge in diesen Zeiten des Jammers, die über das ganze liebe deutsche Land gekommen sind wie die Heuschreckenplage über Israel, davon Joël

spricht, Kapitel 1 am fünfzehnten: „O wehe des Tages! Denn der Tag des Herrn ist nahe und kommt wie ein Verderber des Allmächtigen. Da wird die Speise vor unseren Augen weggenommen werden, und vom Hause unseres Gottes Freude und Wonne. Der Same ist unter der Erde verfault, die Kornhäuser stehen wüste, die Scheuern zerfallen, das Getreide ist verdorben. O, wie seufzet das Vieh!“ Es ist eine böse Zeit. Der Gegenden sind viele, wo das Pfund Schwarzbrot in diesem Jahre zehn Kreuzer und mehr galt und trotz der besseren Ernte noch gilt. Durchlaucht werden besser wissen, als ich, was das sagen will.“

„Ja, ja!“ seufzte der Fürst und streichelte verlegen den Dackel.

„Aber in Eurer Durchlaucht Gebiete ist es immer noch leichter zu tragen,“ fuhr der Pastor fort. „Durchlaucht werden ja selbst den Unterschied bemerken ... drüben, meine Pfarrkinder über der Grenze ... ach, leider scheint die dortige Regierung der Mittel zu ermangeln, um die Noth im gleichen Maße zu lindern ... Es sind viele unter ihnen, die jetzt schon über die Grenze kommen, um hier von Thür zu

Thür zu heischen ... Und wie wird es im Winter werden! Der Herr möge doch ein Einsehen haben mit seinem Volke, daß es wieder heiße, wie Joël sagt, Kapitel 2 am zweiundzwanzigsten: ‚Fürchtet euch nicht . . . denn die Wohnungen in der Wüste sollen grünen und die Bäume ihre Früchte bringen, und die Feigenbäume und Weinstöcke sollen wohl tragen‘."

Der Fürst sah die Hofdame bittend an. Sie erwiderte den Blick sehr ernsthaft, sagte aber nichts.

„Ja, ja," bemerkte er endlich, „wissen Sie, Herr Pastor ... wir müssen eben alle das Unsrige thun ... Ich . . . ich werde sogleich das Erforderliche veranlassen . . ."

Der scheckige Dackel wandte den Kopf um und blickte den Landesherrn fast schalkhaft aus seinen braunen Augen an.

Franz Friedrich Ferdinand wandte sich in höchster Verlegenheit an Johanna. „Wir bemerkten eben einen sehr angenehmen Duft aus Ihrer Küche, liebes Kind... mein Leibgericht . . . wenn wir uns zu Tische laden dürften . . . Mein Diener kann vielleicht mit dem Wagen noch einige Kleinigkeiten aus der Hofküche nachholen . . ."

„Verzeihen Durchlaucht,“ bemerkte die Hofdame schnell, „es wird unseren lieben Wirthen gewiß angenehmer sein, wenn wir gar keine Umstände machen... ich esse Erbsensuppe mit Wurst wirklich sehr gern,“ fügte sie etwas ironisch hinzu.

„Hm, ja,“ versetzte der Fürst unsicher, „wenn Sie meinen . . .“

Johanna hatte sich schon erhoben.

„Welche Freude!“ rief sie, vor Vergnügen errötend und mit den Händen klatschend.

„Ja, wahrlich, welche Ehre und Freude!“ verbesserte ihr Vater. „Aber, mein Kind . . .“ Er sah Johanna etwas verlegen an.

„Sie meinen, ob auch genug da ist, Herr Pastor?“ fragte die Hofdame aufstehend. „Dafür lassen Sie uns Frauen sorgen. Nicht wahr, mein liebes Kind? Sie erlauben mir wohl, daß ich mit Ihnen gehe und revidire. Den Wagen schicken wir zurück bis zum Abend . . . Durchlaucht gewähren uns huldvoll Urlaub . . . Vielleicht ist der Herr Pastor bereit, Durchlaucht unterdeß noch Einiges über die Verhältnisse unter den Nothleidenden vorzutragen . . .“

„Ja, ja, natürlich!“ sagte der Fürst.

V.

Das Abendroth leuchtete schon über den Waldbergen jenseits der Residenz, als sie heimfuhren. Der gescheckte Waldmann saß auf dem Rücksitz und musterte mit zur Seite gesenktem Kopfe abwechselnd seine neue Herrschaft und die Bauern, die vor dem fürstlichen Wagen ehrfurchtsvoll grüßend zur Seite wichen.

„Reizend! Ganz reizend!" murmelte der Fürst.

„Was meinen Durchlaucht?" fragte die Hofdame. „Den Dackel, den Pastor, die Kost oder das Fräuleinchen?"

„Ach, — natürlich Alles," erwiderte der Fürst. „Wissen Sie, Aglaja, — dieser alte Pastor ist gar nicht so übel. Hat mir doch allerlei zu denken gegeben . . . Natürlich, ich wußte das ja eigentlich schon Alles . . . aber es hat seine Meriten, 'mal so eine geistliche Stimme aus dem Volke zu hören . . . Und was die Kost angeht, — wie kommen Sie dazu, meine Neigung für Erbsensuppe zu bezweifeln? Hat mir colossal geschmeckt, — colossal . . . Der Kaffee, — na ja, — ein Bischen qualitätslos . . . aber sehr gesund so . . . sehr appetiterregend . . . Sie glauben nicht, wie ich mich auf das Souper freue! — Na

und was die Kleine angeht, -- à merveille! Das ist ja ein Ausbund von reizender Anmuth! und so — wie soll ich sagen — — so thauig. Wissen Sie, — so frisch . . . wie eine Rosenknospe Morgens um vier Uhr . . . Denken Sie daran, daß die Beiden Sonntag bei uns speisen. Beiläufig, — was hatten Sie denn mit der Kleinen nach dem Kaffee in der Bohnenlaube so viel zu bereden?"

„Frauengeschichten, Durchlaucht," erwiderte die Ziegebein achselzuckend. „Sie hat mir ein wenig ihr kleines Herzchen ausgeschüttet. Nichts für Herren."

„Auch nicht für Landesherren?" fragte der Fürst, den der angenehme Verlauf des Tages geistig recht belebt hatte. „Das ist schade. Sie werden doch keine Verschwörung angezettelt haben? Ich will nicht hoffen, daß Sie mir die Kleine in politische Verwickelungen bringen."

„Im Gegentheil, Durchlaucht," erwiderte die Ziegebein ruhig. „Ich habe sie ausdrücklich noch vor unserer Abfahrt gewarnt, nicht so viel über die Grenze zu gehen. Sie hat da drüben eine Freundin von der Schulzeit her — die Rentmeisterstochter zu Groß-Breibach. Diese Leute kenne ich zufällig auch ein

wenig, und ich wünsche nicht . . . ich meine, es ist besser, wenn unser Pastorenkind diesseits bleibt . . . Wegen des Wilderns, wissen Sie."

„Ich verstehe Sie nicht," versetzte der Fürst verwundert. „Der Dackel ist ja jetzt bei mir sicher!"

Die Ziegebein lächelte leicht. „Es giebt allerlei Wilderei, Durchlaucht", sagte sie. „Der scheckige Kerl da wildert auf Hasen, andere Wilderer ziehen die hübschen jungen Schäfchen vor. Die Rentmeistersleute drüben in Groß-Breibach können Ihnen vielleicht nähere Auskunft geben . . . Sie wissen ja wohl, daß Durchlaucht Egon Alexander im Breibacher Forst zu pirschen lieben?"

Der Fürst runzelte die Stirn. „Hören Sie 'mal, meine Liebe, jetzt will ich Sie aber nicht verstanden haben . . . Lächerlich! Sie haben wohl heute Nachmittag etwas zu viel in der ‚Emilia Galotti' gelesen?"

„Verzeihen Durchlaucht," erwiderte die alte Hofdame in einem ganz eigenen Tone, „das habe ich gar nicht mehr nöthig. Wenn man von seinem sechszehnten Jahr bis ins einundsiebzigste an allen möglichen Höfen hineingeguckt hat, dann braucht man

die ‚Emilia Galotti' nicht mehr zu lesen. — Ausgenommen unseren Hof, Durchlaucht."

Der Fürst spielte nachdenklich mit der Degenquaste. „Hm ja," meinte er, „ich glaube wirklich, den müssen Sie ausnehmen, Aglaja. Um so mehr, da Sie am meisten dafür gesorgt haben, daß Sie es dürfen."

VI.

Der geschecke Waldmann — der Kalbshund, wie ihn Fräulein von Ziegebein zu nennen pflegte — lag lang ausgestreckt auf seiner Decke vor dem Camin im Vorzimmer des Fürsten und kaute spielend, sättigungsfroh am letzten Zipfel der Hundewurst, die ihm der Kammerdiener jeden Morgen auf Allerhöchsten Befehl zu liefern hatte. Der Major Böllermann, der eben vom Rapport aus dem Zimmer des Fürsten zurückkam, betrachtete das Thier lange scheu und nachdenklich. „Curiose Creatur!" brummte er. „Seit den sechs Wochen, daß wir das Vieh im Schloß haben, ist die Durchlaucht rein wie ausgewechselt. Wenn das nur alles mit rechten Dingen zugeht! Alle guten Geister . . ." Er wandte sich mit einer gewissen Hast ab und verließ das Vorzimmer.

Wenn auch vielleicht nicht Alle bei Hof und in der Residenz die abergläubischen Bedenken des alten Kriegshelden theilten, — in ihrem Urtheil über den Landesherrn stimmten sie sämmtlich mit ihm überein. Franz Friedrich Ferdinand hatte sich sehr geändert. Er brauchte jetzt eine solche Menge Zeit zum Regieren, daß seine Studien auf dem Observatorium täglich kürzer wurden und endlich ganz wegfielen. Alles, was zum Unterzeichnen an ihn kam, las er vorher durch, und bisweilen unterzeichnete er es dann nicht. Die Vorträge des Cabinetsministers unterbrach er mit häufigen Fragen, die beinahe immer zur Sache gehörten. Er ging sogar zu selbstständigen Eingriffen über. Unvermuthet erschien er im Regierungs-Bureau, zu einer Zeit, wo der Cabinetsminister nicht zugegen war und die ganze Beamtenschaft beim Frühstück saß, ließ sich verschiedene Einrichtungen zeigen und murrte über Einiges ganz erschrecklich. In der Kasernenküche der Leibcompagnie stellte er sich urplötzlich ein, kostete das Essen und fand es scheußlich. Das Essen wurde darnach nicht besser, aber man stellte von zuständiger Seite jetzt jeden Tag eine Portion von höherer Güte bereit, für den Fall, daß der oberste Kriegsherr seine

Kostprobe wiederholen werde. Selbst von dem Magistrat der Residenzstadt hatte der Landesherr über verschiedene öffentliche Uebelstände, die in einem Eingesandt einer „ausländischen" Zeitung getadelt worden, Immediatbericht eingefordert und mit sehr bissigen Blaustiftbemerkungen am Rande zurückgeschickt. Er selbst gedieh bei dieser Fülle anregender Thätigkeit zusehends und war von einer Heiterkeit, die ihn ganz übersehen ließ, wie verstimmt und unruhig die Anderen wurden, deren Kreise er so plötzlich störte. Sogar die Ziegebein reizte er empfindlich, da er ihr allen Ernstes zumuthete, bei der diesjährigen Weihnachtsbescheerung jedem ihrer Ortsarmen nebst den üblichen wollenen Socken und harten Thalerstücken auch einen Band classischer Dichtung zu verehren. „Wissen Sie, liebe Aglaja, das Volk muß mehr Verständniß für die gute Literatur bekommen!" erklärte er. „Aber wozu denn, Durchlaucht?" erwiderte die Ziegebein spitz, „der Unterschied zwischen dem Volk und den Fürsten ist so schon groß genug!" Glücklicher Weise verstand er sie wieder einmal nicht.

Waldmann war ganz zufrieden mit seinem Herrn, den er ja nie anders gekannt hatte. Er empfand

den Vorzug seiner Stellung und hing mit großer Treue an dem neuen Gebieter, der ihn überallhin mitnahm und dadurch selber zu einer gefürchteten Erscheinung machte. Wo der Gescheckte sich hören oder sehen ließ, da war auch die Durchlaucht in der Nähe, — und demgemäß empfing man ihn überall mit einer achtungsvollen Aufmerksamkeit, die er sehr selbstbewußt, mit schräg geneigtem Kopfe und nachlässigem Schwanzwedeln hinzunehmen verstand. Und eine, die den Landesherrn erst ebenso lange näher kannte, wie Waldmann, blickte zu ihm mit gleicher ungetrübter Verehrung empor. Johanna Liebetreu war mit ihrem Vater schon zwei- oder dreimal an der Tafel im Schloß erschienen, wo sie sich zwischen den grauhaarigen Hof- und Standespersonen ausnahm wie eine zierliche, bescheidene Glockenblume zwischen Gold- und Silberastern. Waldmann begegnete ihr mit einer durch den Hinweis auf seine neuen Verpflichtungen begründeten gemäßigten Vertrautheit, die Ziegebein behandelte sie mit großmütterlicher Zärtlichkeit, und die alten Herren, einschließlich des Fürsten, vergaßen über ihrer Anmuth fast Essen und Trinken.

Der Cabinetsminister von Müller fehlte an solchen

Tagen bei der Tafel. Es war erklärlich, daß er sich jetzt seltener im Schlosse zu thun machte. Er hatte ja so viel zu arbeiten in diesen schweren Zeiten. Mit der Strenge der Jahreszeit hatte die Noth unter den kleinen Leuten erst wieder angefangen, sich recht fühlbar zu machen, — ganz wie es der Pastor Liebetreu vorhergesehen hatte. Die Bauern wußten, daß die Regierung das Wetter nicht macht, sie sahen, daß es in der Nachbarschaft vielfach noch übler stand, und murrten nicht eben, aber mit der quälenden Beharrlichkeit darbender Kinder blickten sie zu der Stelle auf, von der sie gewohnt waren, bevormundet und berathen zu werden. In den wenigen größeren Orten des Ländchens und vorab in der kleinen Residenzstadt löste der wirthschaftliche Druck das Ventil für einen Geist der Kritik, den der Cabinetsminister seit Langem mit Schmerzen wachsen gesehen. Die plötzlichen, sprungweisen Eingriffe des Fürsten in die Geschäfte gaben den Unzufriedenen Anlaß, daran zu erinnern, wie gering die Bürgschaften gegen ein solches Eingreifen seien, wo es einmal im bösen Sinne geschehe; man verbreitete eifrig Beispiele solcher üblen Willkürherrschaft aus anderen Staaten und fragte sich, wie lange sie noch andauern dürfe. In Gesell-

schaften und Wirthshäusern wurden große Worte wieder lebendig von deutscher Einheit, Freiheit und Herrlichkeit, von frei gewählter Volksvertretung, vom kaum noch schlummernden Kaiser Rothbart im Kyffhäuser und vom völlig schlafenden „Deutschen Hund" zu Frankfurt. Mehr noch, als sie, zündete ein keckes Wort, das von Mund zu Munde lief, als Antwort auf eine Ansprache des Fürsten an eine Abordnung nothleidender Handwerker: „In trüber Zeit ist Fassung gut," hatte er gesagt. „Fassung ist gut, Verfassung wäre besser," antwortete die Unzufriedenheit der Bürger. Man sang ein Lied mit diesem Kehrreim; es hieß, der Doctor juris Theobald von Müller, der Sohn des Cabinetsministers, habe es gedichtet und heimlich an seine Freunde in der Heimath geschickt...

Der Cabinetsminister that seine Pflicht, ohne Familienrücksichten, er brachte schärfere Maßregeln wider den revolutionären Geist in Vorschlag, auf dessen Wachsthum im Lande auch von dem verwandten Nachbarhofe aus bereits vertraulich hingewiesen werde. Aber davon wollte Franz Friedrich Ferdinand nichts wissen. „Lassen Sie doch den Leuten das Bischen Raisonniren, mein Lieber," meinte

er. „Ich bin mit Ihrer Amtsführung zufrieden, und das muß Ihnen genügen. Nur nicht zu viel Maulzwang! Was meinen Sie, wenn der Fürst Metternich in Wien sich die bösen Reden zu Herzen nähme, die etliche Malcontenten über ihn umtragen, — der wäre ja schon längst todt! Und was meinen Vetter drüben angeht, — du lieber Gott, der soll doch still sein! Der mit seinem Roulette und Rouge ou Noir. Ehe ich mir von dem politische Ratschläge geben lasse, da frag' ich doch lieber meinen Waldmann."

VII.

Einige Tage nach dieser Unterredung hatte der Fürst mit dem Waldmann einen längeren Spaziergang durch den Forst unternommen, der sich westlich bis an die letzten Häuser der Residenz erstreckte. Das war auch ein Vergnügen, an welchem Franz Friedrich Ferdinand erst seit Erwerbung des Gescheckten wieder Gefallen fand. Es machte ihm Spaß, im behaglichen Dahinschlendern die rastlose Geschäftigkeit des vierfüßigen Adjutanten zu beobachten, der immerfort mit der Nase am Boden vor ihm hertrabte, ab und zu

mit erstaunlich schnellen und kräftigen Bewegungen der Vorderpfoten einem unterirdischen Lebewesen nachgrub oder sich vor lauter Lebenslust auf dem Boden wälzte, bis sein buntes Fell ganz mit welken, feuchten Blättern beklebt war. Bisweilen verschwand der Dackel auch plötzlich waldein, um mit hellem Jagdlaut irgend einer Spur nachzujagen, einem mächtigen Instinct folgend, der trotz seiner städtischen Abkunft und Erziehung in ihm fortlebte. Auch die landesherrliche Gewalt erwies sich diesem Instinct gegenüber ziemlich machtlos, sie hatte es mit der Zeit nur zu einem gewissen modus vivendi gebracht: der Fürst wartete in langsamem Weiterschlendern, bis der vierfüßige Wilderer sich jappend und wedelnd wieder zu ihm gesellte, dann prügelte er ihn ein wenig, der Dackel gab Pfoten, schüttelte sich, und der Friede war bis zur nächsten Ausschreitung wiederhergestellt.

Diesmal blieb er länger aus, der Fürst wurde ungeduldig, er pfiff und rief umsonst. „Na warte, Kerl, wenn du wiederkommst!" brummte er und wog mit unheildrohender Geberde den Bambusstock in der Rechten. Da sah er zwischen dem dürren Gezweig einer Haselstaude plötzlich den wohlbekannten scheckigen

Kopf auftauchen. Das Thier musterte ihn aufmerksam, schien aber nichts von Reue zu spüren.

„Hierher, Waldmann, du Racker!" rief der Fürst. Der Hund knurrte und schüttelte ablehnend die Ohren.

In diesem Augenblick rief jenseits der Wegbiegung eine kräftige Männerstimme mehrmals: „Waldine!" Der Hund horchte auf, sprang auf den Weg und trabte nach einem letzten verächtlichen Blick auf den Fürsten um die Ecke.

Der Fürst sah ihm sehr erregt nach. „Natürlich, Waldine," murmelte er. „Aber ganz dieselbe Färbung. Nur der Schwanz weiß statt schwarz. Da hätten wir ja das Pärchen!"

Nun wurde auch Waldine's Herr sichtbar: ein junger Mann mit einer Brille, blondem Schnurrbart und langen blonden Haaren, in bürgerlicher, etwas künstlermäßig nachlässiger Kleidung, mit leichtem grauen Mantel und großem Schlapphut.

„Sieh da!" rief der Fürst überrascht, „der Doctor Theobald von Müller! Nun, wie kommen wir denn auf einmal hierher? Gehört Ihnen der Hund da? Dann möchte ich Ihnen das Thier wohl abkaufen.

Ich habe einen Rüden von demselben Schlage; möchte das Pärchen gern zusammen haben."

Der junge Mann lächelte etwas gezwungen. „Die Geschwister gehören auch zusammen, Durchlaucht," erwiderte er. „Sie haben den Waldmann von — von Fräulein Johanna Liebetreu, nicht wahr?"

„Ja, ja," sagte der Fürst ungeduldig. „Also wie viel wollen Sie haben?"

„Kein Geld, Durchlaucht. Ich bin noch ziemlich versehen damit, — und seinen einzigen Weggenossen verkauft man nicht. Aber Sie sollen sie haben für eine Vergünstigung, die ich mir leider ausbitten muß: nämlich hier in meiner Heimath ungestört wohnen zu dürfen. Ich bin jetzt so ziemlich aus allen deutschen Vaterländern ausgewiesen. Wie Sie mich hier sehen, hat mich ein Gensdarm — übrigens ein ganz braver Kerl — im Namen Sr. Majestät von Preußen gestern bis an Ihre Grenze geliefert."

Der Fürst betrachtete ihn mitleidig und nachdenklich. „Das ist ja aber eine traurige Geschichte mit Ihnen, mein Lieber," sagte er. „Sie machen Ihrem Landesvater wirklich keine Freude. Na, und von dem eigentlichen Vater will ich erst gar nicht reden.

Warum müssen Sie denn aber auch immer diese politischen Gedichte machen? Ich bekümmere mich grundsätzlich nicht um die Liebhabereien anderer Leute; dichten Sie meinetwegen, so viel Sie wollen. Aber muß es denn immer die Politik sein?! Sehen Sie 'mal, es giebt doch so viele andere Gegenstände; z. B. — na, sagen wir 'mal: Gott, Natur, Unsterblichkeit und Tugend. Da ist der Tiedge, — der hat ein ganzes Buch darüber gedichtet, meine Schwester las immerfort drin, 'n Bischen langweilig, — aber dafür hat ihn auch kein Mensch ausgewiesen. Und dann überhaupt, — das Dichten ist doch kein Lebenszweck. Sie sind doch ein ganz guter Jurist, — warum sind Sie nicht in meinen Staatsdienst getreten? Könnten jetzt schon Consistorial-Assessor sein; der alte Wemmerlein will doch abgehen."

Der junge Dichter hob den Kopf mit einer stolz ablehnenden Geberde. „So lange die Zustände so bleiben," rief er, „gehört die Kraft jedes fühlenden deutschen Mannes dem Vaterlande!"

„Na ja," antwortete der Fürst befriedigt, „das sag' ich ja. Also dem Verwaltungsdienst gehören Sie. Kommen Sie doch morgen zu mir, dann be-

sprechen wir das Nähere. Mit Ihrem Vater will ich schon reden."

Der Dichter streckte die Rechte mit schmerzlichem Blick gen Himmel. „O daß die Fürsten stets den Dienst ihrer Krone mit dem des Vaterlandes verwechseln!" rief er. „Des Vaterlandes, das ohne diesen Irrthum schon längst groß, frei, einig und mächtig dastände! Durchlaucht — Ihr Herz ist gut, ich weiß, was Sie an mir seit meiner Kindheit gethan haben, und die Bauern erzählen davon, wie Sie für Ihre Unterthanen gesorgt haben in dieser trüben Zeit, — verzeihen Sie, wenn ich frei zu diesem Herzen spreche: seien Sie der erste unter Deutschlands Fürsten, der es wagt, die Krone der Selbstherrlichkeit freiwillig in die Hände seines Volkes zu legen, daß er sie aus seinen Händen zurückempfange als eine Krone der freien Gesetzlichkeit! Ihr Land ist eines der kleinsten, — Ihr Name wird der größte werden in Deutschland, wenn er als der erste voranglänzt auf dem Wege der Versöhnung! Die Nation wird Sie segnen; Könige und Fürsten werden schamroth Ihrem Beispiel folgen, und diese Eichen, die jetzt im ersten Winterreif über Ihnen starren, werden ihr Frühlingslaub

mit stolzer Freude rauschen lassen über einem freien Volke! Seien Sie der erste, der die Fesseln der Willkür ganz löst!"

Franz Friedrich Ferdinand lehnte an einem Eichstumpf. Er blickte den begeisterten Redner verwundert an, ohne ihn zu unterbrechen. „Hören Sie 'mal, mein Bester," begann er jetzt bedächtig, „ich habe Sie aussprechen lassen ... Sie sprechen ja recht gut ... beinahe wie ein Gedicht, — und aus den Gedichten haben Sie das wohl auch meistens. Aber nun lassen Sie sich sagen: in praktischen Dingen sind Sie doch der reine Waisenknabe ... Wie denken Sie sich das denn eigentlich? Abgesehen davon, daß ich auf meine alten Tage doch nicht mein Metier wechseln kann, — es ist nun 'mal das einzige, was ich gelernt habe, — — aber bilden Sie sich denn wirklich ein, daß in der Welt ein Hahn darnach krähen würde, wenn auch 'mal ein kleiner Fürst unter die Phantasten und Demokraten ginge? Du lieber Gott, — ich und ein Revolutionsheld! Die Heiterkeit möcht' ich sehen, die das bei dem alten Metternich in Wien machen würde ... Sehen Sie sich doch 'mal die Staaten an, in denen das Volk durch die Landtage mitregiert ... Da

ist der Spectakel noch ärger . . . Ueberhaupt, was heißt das alles? Volk! Volk!! Wissen Sie, was das Volk hier zu Lande heuer braucht? Kartoffeln braucht's, Schwarzbrot und Viehfutter. Meinen Sie, daß das so billig ist? Ihr armer alter Vater rackert sich ab, um für's Nöthigste zu sorgen . . . und Sie . . . füttern Sie doch 'mal mit Ihren Poesien eine Sau, ob die davon fett wird!"

Der Dichter lächelte bitter. „Es ist immer dasselbe Echo," sagte er. „Verzeihen Durchlaucht meine Dummheit, daß ich zu einem Fürsten von Freiheit sprach! Ich —"

„Seien Sie ganz still," unterbrach ihn der Fürst ärgerlich und schlug nach seinem Hunde, der sich indeß wieder eingefunden hatte und mit Waldine ein feierliches Wiedersehen beging. „Wir haben jetzt genug von diesen Sottisen! . . . Werden Sie älter, mein Bester! . . . Und was Ihre persönliche Freiheit angeht: meinethalben halten Sie sich in meinen Staaten auf, bis Sie schwarz werden. Ich habe noch keinen Demokraten ausgewiesen. Nur bitte ich mir aus: keine solchen öffentlichen Reden in meiner Residenz! Mir wär's gleich, . . . aber ich wünsche,

daß Sie Ihren braven Vater schonen . . . Ich will keine tragischen Familienscenen vor meinem Fenster haben, verstehen Sie! Also die Residenz verbiete ich Ihnen; im Uebrigen treiben Sie, was Sie wollen... Und den Hund da behalten Sie nur, wenn Sie ihn mir nicht verkaufen wollen . . . für meinen landesherrlichen Schutz lass' ich mich nicht mit einem Hunde bezahlen, und wenn er schwefelgelb mit himmelblauen Ohren wäre... Behalten Sie ihn, Sie können noch 'was lernen von dem krummbeinigen Vieh! Adieu, mein Herr Dichter . . . allons, Waldmann!"

Damit wandte er sich ab und schritt hastig weiter. Waldmann folgte ihm nach einem letzten entsagungsvollen Blick auf Waldine.

VIII.

Der November hatte Abschied genommen — mit dem verdrießlichsten Gesicht, das diesem verdrießlichsten aller Monate möglich ist. Es war schlecht Wetter überall draußen, — und auch drinnen im Residenzschlosse. Franz Friedrich Ferdinand mußte sein Reich seit vierzehn Tagen vom Zimmer aus regieren; in seinem Lehnstuhl, das rheumatische rechte Bein dick mit

Watte umwickelt, saß er vor dem Camin, seufzte, stöhnte, und bei unvorsichtigen Bewegungen fluchte er sogar stärker, als es sich für einen christlichen Fürsten schickt. Aber fast mehr noch als Rheuma und Hexenschuß quälte ihn ein stiller Gram, den er damals von der Begegnung mit der gescheckten Waldine heimgebracht. Vergebens wandte Waldmann alle seine Künste auf, um das Antlitz des Gebieters zu entwölken; — in den Augen des Fürsten waren alle Reize des merkwürdigen Dackels doch nur noch etwas Halbes . . . Diesen Kummer vermochte auch die Ziegebein mit aller Gesprächigkeit und fast mütterlicher Fürsorge nicht zu bannen. Die ärgerliche Laune des Fürsten blieb, sie verschonte nicht einmal die treue Freundin, und es war der Ziegebein zu verzeihen, daß sie allmählich in ihren Ansichten über die gescheckten Dackel dem Major Böllermann ziemlich nahe kam. Sie war sonst eine Thierfreundin; aber wenn es nach ihrem stillen Wunsche gegangen wäre, so wären Waldmann und Waldine schnell und geräuschlos aus dieser Zeitlichkeit geschieden.

Auch der Cabinetsminister ging still und gedrückt umher. Er hatte die Weisung des Fürsten, daß dem

Doctor Theobald von Müller der Aufenthalt im Fürstenthum außerhalb der Residenz ohne Einschränkung zu gewähren sei, mit dienstlicher Verbeugung schweigend hingenommen. Der Doctor selbst gab keinen Anlaß zu polizeilichen Eingriffen. Er hatte sich in einem Bauernhause unfern von Klein-Breibach eingemiethet, wo er anscheinend ganz seinen poetischen Beschäftigungen lebte; eine auswärtige Verlagshandlung hatte von ihm ein Drama angezeigt: „Der Sturz der Tarquinier.“ Ehe das Buch vorlag, ließ sich nicht wohl ermessen, ob die dramatische Schilderung einer Revolution aus dem Jahre 510 vor Christus noch geeignet war, die Grundfesten der heiligen Allianz zu erschüttern. Aber der Cabinetsminister mußte mit Verdruß und Besorgniß gewahren, daß sein Sohn ganz ohne eigenes Zuthun mehr und mehr zum Märtyrerhelden der unzufriedenen Bürgerkreise wurde. Sein Bildniß hing bereits in mehreren Häusern neben, ja über dem des Fürsten, und die jungen Damen aßen mit Leidenschaft Mandeln, nur um in die Lage zu kommen, sich seine Gedichtsammlung „Lieder eines Halberwachten“ als Vielliebchen zu erwerben. Uebrigens hatte sich die revolutionäre Stimmung unter

den Bürgern scheinbar gemäßigt; die süße Sorge, den Weihnachtstisch aufzubauen, ließ einstweilen den höheren Gedanken an den Aufbau der deutschen Einheit und Freiheit zurücktreten. Aber der Cabinetsminister von Müller hatte die Finanzen des Staates und seine eigenen lange genug gelenkt, um zu wissen, daß diese friedlichere Stimmung mit den Neujahrsrechnungen abbrechen und einer verstärkten Neigung zum Raisonnieren Platz machen werde.

Zu all diesen Staatssorgen kam nun noch, ungefähr drei Wochen nach der Ankunft des Doctors von Müller im Lande, eine private Nachricht von unbekannter Hand, die den Cabinetsminister nach einer Stunde schmerzlichen Grübelns veranlaßte, ganz allein und zu Fuß, zwischen Tag und Dunkel, das so lange von ihm gemiedene Pfarrhaus in Klein-Breibach aufzusuchen.

Auch dort war das schlechte Wetter durch die Mauern in das Herz der Menschen gedrungen. Johanna war sehr still geworden, die Blässe ihrer Wangen und zuweilen eine gewisse verrätherische Röthung der Augenlider fingen an, selbst ihrem Vater aufzufallen, wenn er von seinen mühevollen Pflicht-

und Liebesgängen heimkehrte. Noch andere Sorgen drückten ihn. Als der Cabinetsminister zu ihm in sein Studirzimmer trat, saß er eben daran, beim dürftigen Scheine seiner Oellampe eine Predigt auszuarbeiten über den Text des Propheten Joël, Kapitel 1 am neunten: „Das Speisopfer und Trankopfer ist vom Tische des Herrn weg; und die Priester, des Herrn Diener, trauern.“

Sehr überrascht blickte der Pastor von diesem trübseligen Text auf, als er seinen Besucher erkannte.

„Sie haben mich wohl nicht erwartet, Herr Pastor?“ fragte der Minister.

„Nun,“ erwiderte der Pastor, „die Wahrheit zu gestehen, — es ist mir in der That eine überraschende Ehre. Nach den betrübenden Erklärungen, die Eure Excellenz mir bei unserem letzten Zusammentreffen gaben, — Erklärungen, die ich nicht ohne Widerspruch anhören durfte —“

„Auf die ich aber leider zurückgreifen muß,“ fiel der Minister ein. „Sie kennen meine Ansichten über den Einfluß, dem mein Sohn leider in einem von Ihnen ihm empfohlenen Hause unterlegen ist. Die Wege meines Sohnes haben sich in Folge dieser

Einflüsse von den meinigen völlig geschieden. Er ist großjährig und Herr seiner Handlungen. Aber so lange ich lebe, bin ich das Haupt des Hauses von Müller, und als solches fühle ich mich veranlaßt, Ihnen zu erklären, daß eine etwa beabsichtigte Verbindung zwischen meinem Sohne und einem Gliede Ihrer Familie meine Zustimmung nicht finden wird."

Das Gesicht des Pfarrherrn verfärbte sich. „Ich bitte Eure Excellenz um Aufklärung, welche mir durchaus unbekannten Umstände Sie zu dieser Aussage veranlassen," erwiderte er.

Der Minister lächelte ironisch. „Die Aufklärung sollen Sie haben, Herr Pastor. Man hat Ihr Fräulein Tochter in Ihrem Garten mit dem Herrn Doctor von Müller beisammen stehen sehen, in einer Vertraulichkeit und zu einer Zeit, welche meine Befürchtung rechtfertigen. Der Herr Doctor hat die junge Dame hier in Ihrem Hause besucht und steht mit ihr in Briefwechsel. Dies sind die Umstände, die mir von dritter Hand mitgetheilt worden sind. Nehmen wir an, daß sie Ihnen unbekannt waren."

Der Pastor richtete sich auf. Seine sonst so milde Stimme klang hart und fast drohend: „Zu dieser

Annahme," antwortete er, „sind Excellenz wohl verpflichtet, nachdem ich es Ihnen vorhin bereits versichert habe ... Wenn meine Tochter zugegen wäre, würde ich sie in Ihrer Gegenwart befragen. Aber ich kann als Diener am Wort verlangen, daß Excellenz mir ohne Weiteres glauben, daß ich um diese Dinge nicht wußte und daß ich, was daran wahr ist, nicht billige. Nach dem Verhalten Eurer Excellenz kann auch ich eine Familienverbindung zwischen uns nicht freudig begrüßen. Wenn Excellenz mir sonst noch etwas mitzutheilen haben —"

Der Cabinetsminister verneinte stumm.

„So gestatten Excellenz . . ." fuhr der Pastor fort, „daß ich Ihnen auf den Flur leuchte . . ."

Als der Pastor in sein Studirzimmer zurückkehrte, stürzte ihm Johanna weinend in die Arme. Die Thür nach dem Wohnzimmer stand offen.

Der Pastor löste sich sanft aus der Umarmung seiner Tochter. „Ich glaubte, du seiest aus," sagte er leise, mit einer mühsamen Ruhe. „Du hast also gehört, was jener harte Mann sprach. Unter allen Sorgen, die der Herr mir nach seiner Weisheit aufgeladen hat, war eine niemals: die Angst um die Tugend meines Kindes. Muß ich sie jetzt fühlen?"

„Vater!“ Sie sagte nur dies eine Wort. Ihr Antlitz glühte, aber ihre Augen begegneten seinem Blicke fest und offen.

„Es ist gut, mein Kind,“ antwortete er. „Auch hätte ich es dem jungen Manne nicht zugetraut. Aber wir stehen alle in der Knechtschaft des Fleisches. Nun sage mir: wann ist er denn hier in meinem Hause bei dir gewesen?“

„Niemals, Vater,“ schluchzte sie. „Das ist eine Lüge, eine böse Lüge . . . Auf der Straße hat er mich angesprochen, — zweimal; und die Briefe, die er mir zugeschickt hat, kannst du alle sehen, es sind lauter Gedichte . . . und es steht immer nur das Eine darin, was er mir auch gleich gesagt hat: daß er . . . daß er mich liebe und mich heimführen möchte . . . aber erst dann dürfe er um mich anhalten, wenn die Ketten der Freiheit gefallen seien. So lange gehöre er nur dem Vaterlande . . . und ich solle ihm nur sagen, ob ich ihn auch lieb habe? Und da habe ich ihm Ja sagen müssen, denn ich weiß es ja jetzt, daß ich ihn schon damals lieb gehabt habe, noch ehe wir uns die zwei Dackel aussuchten, damit sie nicht ertränkt würden, er den mit dem

weißen Schwanz und ich den mit dem schwarzen. Ach, und er ist ja so gut und edel! Und auch mit dem Grolle seines Vaters wider ihn und wider uns werde es dann von selbst ein Ende nehmen; denn alles Niedrige werde sich lösen im Sonnenglanz der Freiheit . . . Und bis dahin wolle er nur mein Wort . . . und als ich ihm das gegeben habe . . . vorigen Dienstag hinterm Haus, an der Stachelbeerenhecke; er stand draußen und ich innen . . . da hat er mir einen . . . einen Kuß gegeben, und der verbinde uns auf ewig; und seitdem habe ich ihn nicht mehr gesprochen, nur Gedichte hat er mir noch zweimal geschickt, durch den Gänsejungen . . ." Ihre Stimme erstarb in Thränen. Der Vater streichelte ihr die Locken.

„Nun, nun, mein Kind," sagte er, „beruhige dich nur . . . der Herr prüfet Alle, die ihn lieb haben... komm', setze dich zu mir. Siehst du, wir müssen nun vernünftig sprechen."

IX.

Sehr vernünftig und liebevoll hatte der Vater sich mit ihr besprochen. Sie hatte es auch alles ganz

gut begriffen: daß Theobald ja selbst einsehe, wie lange sie noch warten müßten; daß es für sie selbst, für ihren Vater und auch für Theobald am besten sei, wenn sie inzwischen möglichst wenig an die Sache denke, ihm und sogar seinen Gedichten aus dem Wege gehe, — sie hatte es alles verstanden und unter Thränen genickt, als der Vater sie zum Schluß auf den Höchsten verwies, der Alles zu unserem Besten lenkt. Aber als sie dann allein in ihrem Stübchen saß, ward ihr erst recht elend und todestraurig zu Muthe. Ihr kleines Lämpchen flackerte in der Zugluft, die durch die schlechtgefügten Fenster eindrang; draußen klatschte der Schlackerregen an die Scheiben; es war ein sehr finsterer Abend. Ein Vers aus einem Gedicht Goethe's fiel ihr ein, das Theobald ihr vor Jahren einmal vorgelesen hatte: „Die Nacht schuf tausend Ungeheuer"; sie hatte ihn gedankenlos behalten, nun empfand sie ihn. Bei jedem neuen Geräusch zuckte sie zusammen wie vor etwas Ungeahntem, Schrecklichem, und sie fühlte sich so einsam, daß sie auf ihr Tuch biß, um nicht laut aufzuschreien.

Nun fuhr draußen ein Wagen vor, sehr rasch; sie sah den Widerschein der hellen Laterne und hörte die

erstaunt-freundliche Stimme ihres Vaters, dann eine helle Frauenstimme, deren Klang sie so wärmend berührte, wie ein Licht in dunkler Nacht; sie hörte Schritte auf der knarrenden Treppe, und im nächsten Augenblick flog sie dem Fräulein von Ziegebein entgegen.

„O, gnädiges Fräulein, ich — ich bin sehr unglücklich!“ rief sie, mit beiden Händchen die Rechte der Eintretenden umklammernd.

„Na, na, Kleine,“ sagte das Hoffräulein, „was ist denn das mit uns? So rothe Aeuglein? Taugt nichts, sind zu schade dazu. Werden auch sonst noch genug zu weinen bekommen, bis du 'mal so alt bist wie ich. Nun, ich gebe sonst nichts auf Ahnungen, aber diesmal war's ja wohl gut, daß ich durchaus 'mal sehen wollte, was unsere kleine Pastorenmaus eigentlich anfängt. So . . . jetzt setzen wir uns hübsch dahin . . . so, siehst du, Herzchen? — und nun beichte mir 'mal.“

Aglaja von Ziegebein hatte in ihrem Leben schon von allerlei Leuten Beichte gehört; selten von einer solchen Unschuld. Bisweilen lächelte sie sehr deutlich, und es gelang ihr nur mit Mühe, eine ihrer beliebten

ironischen Bemerkungen zu opfern. Aber sie hatte in ihrer langen Laufbahn als Gewissensräthin auch das Trösten gelernt; und als sie mit ihrem Zuspruch zu Ende war, hatte sie auf die zarten Wangen des Beichtkindes wieder eine gesunde Röthe und sogar ein ganz schüchternes Lächeln gezaubert.

„Nun, siehst du, Herzchen? es wird noch alles gut. — Aber was ich sagen wollte: hast du denn wohl einen Verdacht, wer den Kuß für die Ewigkeit belauscht haben könnte?“

Johanna schüttelte den Kopf. „Doch, ja,“ sagte sie plötzlich, „da fällt mir ein, — der Herr Rentmeister von drüben, der wartete ja damals in Vaters Zimmer auf ihn; und als ich hereinkam, war er schon weg, es hatte ihm zu lange gedauert, und unsere Magd sagte mir hernach, sie habe ihm auf dem Flur leuchten müssen, weil er zuerst fehlgegangen sei, nach dem Garten zu. Und . . . und wissen Sie, ich traue ihm beinahe zu, daß er da gelauscht hat; denn ich glaube, er ist kein guter Mann, — als ich damals seine Tochter besuchte, und hernach, als ich ihm 'mal begegnete, führte er so sonderbare Reden . . .“

„Du bist doch nicht noch 'mal dort gewesen, Kind?"

„Ach nein . . . Sie hatten mich ja damals gewarnt ... und ich bin Ihnen sehr dankbar dafür ... die Leute haben jetzt so etwas Seltsames . . ."

„Na gut, Kind," sagte die Hofdame. „Ich gehe jetzt zu deinem Vater, und du bist wohl so gut und braust mir in der Küche einen Thee? Das bringt dich auch auf andere Gedanken." —

„Das ist eine tolle Geschichte, lieber Herr Pastor," sagte die Ziegebein, nachdem sie sich es auf dem Schreibsessel bequem gemacht.

Der Pastor Liebetreu seufzte tief. „Sie ahnen vielleicht am meisten, meine Gnädige, wie weh mir dabei zu Muthe ist. Die Seele meines Kindes war mir wie ein klarer ungetrübter See; nun hat auch sie der Sturmwind der Leidenschaften erfaßt und aufgewühlt. Aber der Herr, der die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche . . ."

„Ja, ja," unterbrach die Ziegebein. „Aber es ist noch etwas Anderes dabei. Haben Sie eine Ahnung davon, wer die Kleine bei der alten Excellenz verklatscht hat? Ich bin jetzt ziemlich überzeugt davon, daß es der Lump, der Rentmeister von drüben,

gewesen ist. Aber ob er es aus eigenem Antrieb besorgt hat?"

Der Pastor neigte betrübt das Haupt. „Ich wollte, ich könnte Ihrer Ansicht über diesen Mann mit besserer Ueberzeugung widersprechen. Wir sind verpflichtet, von unseren Mitmenschen das Beste anzunehmen. Aber die Haltung dieses Mannes verwirrt mich sehr ... Die Bauern drüben reden Uebles von ihm und von seinem Hause, es ist mir lieb, daß mein Kind den Umgang mit seiner Tochter abgebrochen hat. Ja, ich selbst muß fürchten, daß er einer von jenen Leuten ist, von denen ein altes Predigtwort sagt: ihre Mienen sind süß, aber ihr Herz ist wie Sauerkraut ... Ich bin ja auch mit einem Theile meiner weltlichen Sorgen von ihm abhängig. Meine Pfarrkinder sind in diesem Jahre der Noth unvermögend, mir mein Deputat zu entrichten; Sie wissen, für den diesseitigen Theil hat mir unseres Fürsten Durchlaucht baaren Ersatz aus der Staatskasse zahlen lassen, ... ich gestehe, daß ich damit nicht haushälterisch umgegangen bin: es kommen so viele Arme und Dürftige heuer ... und ich hoffte ja auf eine gleiche Gnade von dem Landesherrn

drüben. Ich habe mich deshalb auch durch den Rentmeister in Erinnerung zu bringen gewagt ... aber der Mann wich mir lange aus, und nun giebt er mir einen sonderbaren Rath: ich solle mich persönlich bei des Fürsten Egon Alexander Durchlaucht drüben auf dem Jagdschloß Louisenlust vorstellen, in Begleitung meiner Tochter. Der Fürst habe gehört, daß sie bei uns am Hofe präsentirt worden sei, und wünsche sehr, sie auch bei sich zu sehen. Im Laufe eines nicht zu kurz bemessenen Aufenthalts — dies sind des Mannes eigene Worte — werde es mir gewiß gelingen, den Fürsten von meinen Ansprüchen zu überzeugen. Was soll ich davon denken? Es verwirrt mich sehr. Der Prophet Joël sagt ..."

„Lieber Herr Pastor," rief die Ziegebein aufspringend, „wenn Sie in dieser Sache den Propheten Joël fragen, da kommen Sie freilich nicht weiter. Da fragen Sie lieber den Propheten Lessing, der hat es ganz genau vorhergesagt. Soll ich Ihnen die ‚Emilia Galotti' herüberholen, oder wissen Sie noch ungefähr, was drin steht?"

Der Pastor sah sie erschrocken an. Er hob die Hände wie zur Abwehr, dann ließ er sie vor dem

festen Blicke der alten Dame wieder sinken und sagte leise: „Ich schäme mich tief, es bekennen zu müssen, — aber ich muß gestehen, daß auch mir vorhin schon ein ähnlicher Argwohn aufgestiegen ist.“

„Ach was, Argwohn,“ rief die Ziegebein entrüstet, „sagen Sie nur ruhig Gewißheit. Danken Sie nur Gott, daß die Kleine nichts davon weiß. Die Geschichte ist ja so klar wie Scheidewasser. Es paßt Alles, — nun haben wir auch die Ursache weshalb der Schuft die beiden Unschuldslämmer bei der Excellenz verpetzt hat. Wissen Sie, mein lieber Herr Pastor, — Ihre Gewissenhaftigkeit in allen Ehren, aber wer von gewissen Leuten nicht schlecht denkt, der soll überhaupt aufs Denken verzichten. Es ist Alles ganz in Ordnung, und wenn Sie die Emilia Galotti noch 'mal lesen, so dürfen Sie das Schloß — wie heißt es gleich? — na — Dosalo — — — das dürfen Sie dreist Louisenlust aussprechen. Lieber Gott, sind Sie denn all die Zeit über so vollkommen in Ihren alten Heuschreckenpropheten eingegraben gewesen, daß Sie nicht 'mal wissen, was ein Aufenthalt in diesem sauberen Jagdschloß für den Ruf eines Mädchens bedeutet?“

Der Pastor sah sie noch immer entsetzt an. Er faltete die Hände, und überwältigt von den Erlebnissen dieses Abends, brach er plötzlich in lautes Weinen aus.

„Na, das fehlte noch!“ brummte die Ziegebein, die auf der Welt nichts Schrecklicheres kannte als Männerthränen. „Bilden Sie sich nur nicht ein, daß ich mich jetzt zu Ihnen setze und an Ihnen herumstrakele, wie vorhin an der Kleinen. Ueberdies... ich darf die armen Gäule draußen nicht länger in dem Wetter warten lassen ... und ich habe Hunger. Also kurz und gut: heute Nacht behalten Sie mich hier, die Durchlaucht wird auch ohne mich fertig, sie hat ja jetzt den Kalbshund. Und morgen nehme ich die Kleine mit ins Schloß. Wir können 'was Junges, Lebendiges brauchen. Da ist sie sicher vor dem demokratischen Tugendbold und vor dem ... vor der Louisenlusterei. Na, nun sehen Sie mich nur nicht so entgeistert an! Ach was, Dank braucht's da gar nicht ... Sie ahnen ja nicht, was mir das schließlich für einen Spaß macht. Mir ist allerlei quer gegangen in meinem Leben, — aber daß ich dem blassen durchlauchtigsten Sünder da drüben nochmal als

Gräfin Orsina durch die Parade fahren darf, das entschädigt mich für Vieles! — Und jetzt will ich 'mal wieder nach der Kleinen sehen."

X.

Der Cabinetsminister von Müller hatte sich in seinem politischen Kalender nicht verrechnet. Mit Anbruch des neuen Jahres war ein reißendes Wachsthum der Unzufriedenheit eingetreten, in dem kleinen deutschen Taschenstaat so gut, wie in der ganzen Welt. Immer lebhafter und ungezwungener gab die Stimmung der Residenzbürger Antwort auf die großen Weckrufe, welche die Zeitungen von draußen aus den Parteikämpfen fremder Völker, aus Büchern und Gedichten mehr oder minder landflüchtiger deutscher Denker und selbst schon aus den sorgsam ausgelesenen landständischen Volksvertretungen einzelner Bundesstaaten hereinwehten. Bereits ergriff die Bewegung das zartere Geschlecht. Frauen und Jungfrauen der Residenzstadt stifteten dem Ressource-Gesangverein eine Fahne, deren Purpurseide so lebhaft in schwarzer und gelber Stickerei verbrämt war, daß jeder Heraldiker sie auf den ersten Blick als ein schwarz-roth-goldenes Banner an-

sprechen mußte, und der Dichter Theobald von Müller, welcher sich neuerdings wieder mit seiner Lyrik ganz in den Dienst des Vaterlandes gestellt hatte, übersandte dazu ein „Weihelied“ mit dem Anfang:

„Das Eis zerschmilzt, der Winter flieht,
Der Völkerfrühling naht mit Brausen!“

Einstweilen war der Winter noch da, mit vielem Schnee und Eis. Nur im Schlosse war es eitel Frühling, und der Genius dieses Frühlings hieß Johanna Liebetreu. Vor ihrer sonnigen Anmuth wagten sich die politischen Sorgen gar nicht ins Schloß. Der Fürst ließ seinen Cabinetsminister regieren, er selbst war nur noch vergnügter Hausvater. Seine ganze spät erwachte Thatenlust erschöpfte sich jetzt in unzähligen Aufmerksamkeiten für den neuen Gast und für die Ziegebein, die ihn ins Haus gebracht. Ihr Einfall, sich eine junge Gesellschafterin beizulegen — mehr wußte er über die Ursache von Johannas Einzug nicht — erschien ihm bei Weitem als die glücklichste Erfindung des Jahrhunderts. Es war nicht das erste Mal in der Geschichte des alten Dynastenschlosses, daß sich diese ganze kleine Welt, anstatt um die fürstliche Sonne, um einen schönen jungen Pla-

neten drehte. Aber noch niemals hatte es einen Günstling gesehen, dessen Bahn so frei von jedem Wölkchen des Neides blieb. Johanna war einfach der Liebling Aller . . . wenn sie bei den abendlichen Domino-Partien die Stelle des Cabinetsministers vertrat, vergaß sogar der Major Böllermann einzuschlafen, und er brachte es über sich, den gescheckten Dackel als einen „ordnungsmäßigen christlichen Hund" zu betrachten, nur weil er doch eigentlich ihr Hund war... Dieses edle Thier saß dabei auf einem Plüschschemel zwischen dem Fürsten und Johanna, sie streichelte es, und er streichelte es; manchmal streichelte er auch mit seiner großen breitfingrigen Hand ihr weiches Händchen und blickte sie dazu zärtlich-nachdenklich an. Sie nahm dergleichen von ihm unbefangen hin, es war ihr nicht anders, als ob es ihr Vater wäre. Er war ja auch ihr Landesvater, sie war von klein auf erzogen, ihn mit kindlicher Liebe zu verehren, und ihr warmes Herz war voll Dankbarbeit für ihn . . .

Sie war ernster geworden, als da er sie zuerst gesehen. Es lag ein Zug von träumerischem Sinnen über ihrem Wesen, der es noch verschönte. Manchmal aber brach doch die ganze kindliche Fröhlichkeit siegreich durch.

Wenn sie mit dem gescheckten Dackel allein war, faßte sie ihn wohl einmal bei den schön geschwungenen Vorderpfoten und tanzte mit ihm herum, oder sie ließ ihn ihren Schuh apportiren und versuchte ihm wieder beizubringen, wie man den schönen Mann macht. Und wenn es dem Fürsten glückte, sie bei solchen Spielen unvermerkt zu beobachten, so kam eine Freude über ihn, in der er sogar den Kummer über Waldines Verlust ganz vergaß.

Fräulein von Ziegebein freute sich der behaglichen Stimmung im Hause, sie ließ Jeden sich nach seiner Weise vergnügen und wandte ihre Aufmerksamkeit nach außen. Seit einiger Zeit machte sie sich viel auf dem Observatorium zu schaffen. Sie verschmähte jetzt auch das Fernrohr nicht mehr, bisweilen stand sie Viertelstunden lang davor und beobachtete die Breibacher Gegend mit der Sorgfalt eines recognoscirenden Feldherrn.

Eines Morgens, gegen Ende Februar, kam sie ziemlich eilfertig von ihrem Aufsichtsposten in ihre Gemächer zurück. Johanna saß am Clavier. „Das ist mir lieb, Kind, daß ich dich gleich treffe," sagte die alte Dame. „Hör' 'mal, heute bleibst du mir den

Tag über hübsch auf dem Zimmer. Es kommt Besuch für Seine Durchlaucht; da ist unsereins nicht nöthig. Laß nur das Ueben jetzt. Ich komme gleich zurück." Damit verließ sie das junge Mädchen. Drunten auf dem großen Corridor begegnete ihr der Fürst mit seinem Hunde. „Ich komme eben von der Kleinen," sagte sie, „sie ist nicht ganz wohl, — es wird besser sein, wenn sie sich heute zurückhält." Der Fürst sah sie bestürzt an. „Es wird doch nichts Schlimmes sein? Lassen Sie nur sogleich den Leibarzt rufen." „Das fehlte noch," antwortete die Ziegebein. „Für diesen Fall bin ich Leibarzt genug, ich werde mich zu ihr halten, und ich versichere Durchlaucht, daß die Kleine unter meiner Pflege so gut aufgehoben ist wie ein Küken im Nest. Beiläufig, — Durchlaucht bekommen allerhöchsten Besuch. Der Schlitten Seiner Durchlaucht von drüben hat vorhin die Grenze passirt, in fünf Minuten spätestens ist er hier." „Auch das noch!" brummte der Fürst verdrießlich, pfiff dem Waldmann und machte Kehrt.

Die Ziegebein lächelte zufrieden und begab sich wieder in die höheren Regionen. Aus einem Gang-fenster lugte sie verstohlen auf den Schloßhof. Draußen

scholl Wacheruf und Commando, aus dem dreispännigen vergoldeten Schlitten stieg eine lange hagere Gestalt in Civil, fast übertrieben sorgfältig gekleidet, auf der Brust des gesteppten schwarzen Rockes schimmerte unter dem zurückgeklappten Pelzmantel ein Ordensstern von ungeheurer Größe vor. Das Gesicht, fast ganz bartlos, war noch ziemlich jugendlich und hübsch, aber verlebt und durch einen häßlichen Zug einstudirter weibischer Liebenswürdigkeit entstellt. „Aha, jetzt tritt unsere Durchlaucht aus dem Portal!“ murmelte die Ziegebein. „Nun seh' Einer, wie der sündhafte Geck die Arme nach dem guten Onkel ausstreckt! Nicht 'mal schauspielern kann er ordentlich. Max Piccolomini, gespielt von Franz Moor.“ Aus dem Portal erscholl wüthendes Hundegekläff. Die Ziegebein lächelte. „Der scheckige Vicekönig muß natürlich mit dabei sein. Wenn ich doch sehen könnte, wie er den Kerl in die Waden beißt.“ Dann wandte sie sich um und ging in ihr Wohnzimmer. „So, Kind, da wären wir. Weißt du was, nun setzen wir uns hier behaglich auf das kleine Sopha, ich sticke, und du liesest mir etwas vor. Was nur gleich?“ Sie suchte an ihrem Bücherschrank. „Hermann und Dorothea, — ach nein.

'n Bischen zu idyllisch für diesmal. Hier, — Reineke Fuchs. Wie Hinz der Kater nach Mäusen ging und dabei hereinfiel."

XI.

Der allerhöchste Besuch war von kurzer Dauer gewesen. Eine kleine Stunde hatten die Fürsten unter vier Augen mit einander verhandelt. Dann war Egon Alexander sogleich wieder abgefahren. Franz Friedrich Ferdinand hatte sich in seine Gemächer zurückgezogen, um mit dem Cabinetsminister bis zur Tafel zu arbeiten.

„Hör' 'mal, Mäuschen, du bist wohl so gut und speisest heute allein hier oben," sagte die Ziegebein. „Ich habe dich nämlich für heute krank gemeldet, damit wir dem Gala-Besuch aus dem Wege gingen. — Und nun ist er schon fort," setzte sie verdrießlich hinzu und verließ ihren Schützling sogleich, denn sie ärgerte sich über sich selbst, weil Johanna sie so verwundert über ihre Nothlüge ansah.

Einigen Trost gewährte es ihr, daß, wie der Fürst und die übrigen Tischgenossen, auch der Cabinetsminister sich so herzlich nach dem Befinden ihrer jungen

Freundin erkundigte. Selbst er hatte dem Liebreiz des Mädchens, das ihm stets so freundlich und bescheiden offen begegnete, nicht widerstehen können, so starr er auch an seinem Vorurtheil gegen ihren Vater festhielt.

Man freute sich über die gute Auskunft, welche die Ziegebein mit vieler Gewandtheit vortrug. Im Uebrigen war die Stimmung bei der Tafel gespannt und unbehaglich unter dem Druck der inhaltschweren Nachrichten, die sich zugleich mit dem fürstlichen Morgenbesuch eingestellt hatten: Revolution in Paris; Straßenkämpfe; Abdankung und Flucht des Königs; Ausrufung der Republik — der Dampfkessel, dessen Manometer den Kundigen schon so lange auf Ueberdruck gedeutet hatte, war plötzlich gesprungen . . .

Keiner wollte davon vor dem Fürsten anfangen, und Keiner wußte von etwas Anderem zu reden. Der Major Böllermann stocherte trübselig auf seinem Teller herum, das eine Ende seines grauen Schnurrbarts hing nieder wie eine Trauerweide.

„Na, was fehlt Ihnen denn, mein Lieber?“ fragte der Fürst. „Sie sehen ja aus, als ob es Ihnen nie wieder schmecken wollte.“

Der alte Haudegen sah ihn kummervoll an. „Verzeihen Durchlaucht,“ sagte er, „es hat mir auch allen Appetit genommen . . . eine solche Schande! Diese Armee, — in Paris allein dreißigtausend, — und dann vor einem paar Dutzend Barricaden elend zu capituliren . . .! Die Kerls gehören ja noch am jüngsten Tage vor ein Kriegsgericht. Eine solche Felonie!“

Der Fürst leerte hastig sein Glas zur Hälfte. „Ach was,“ antwortete er, „dieser Ludwig Philipp, — er war ja selber ein Felon. Wie gewonnen, so zerronnen . . . Ich gebe sonst nicht viel auf die Weltgeschichte, aber dies ist lehrreich . . . Da fragen Sie 'mal Ihre Nachbarin, wir Beide haben ihn ja noch gesehen, wie er das erste Mal landflüchtig war, — erinnern Sie sich, liebe Aglaja? Damals gab er französischen Unterricht, der Herr Philipp Egalité junior, um sich und seine Schwestern zu ernähren... Ganz brav, kann man ja gar nichts gegen sagen... Aber seit er sich anno 1830 den Thron gestohlen, war er bei mir fertig . . . Na, er hat sich was verdient dabei . . . Börsenspeculation . . . das paßt dazu . . . ist ja auch so eine Art Spielbank . . .

Und so weiter . . . Auf Ihr Wohl, mein lieber Major, und das aller ehrlichen Soldaten!"

Der Major that gerührt Bescheid und aß mit einigem Appetit weiter. Der Cabinetsminister betrachtete den Fürsten besorgt. So deutlich hatten sich Durchlaucht noch nie an offener Tafel über einen Monarchen geäußert... es klang geradezu despectirlich. Auch die Ziegebein war verwundert. „Der hat 'was," dachte sie, „und ich bekomme es auch noch heraus. Er soll mir beichten."

Der Fürst schien ihrem Wunsche entgegenkommen zu wollen. „Wollen Sie mir nachher auf ein Dämmerstündchen das Vergnügen machen?" fragte er beim Nachtisch. „Wir haben uns so lange nicht mehr ausgeplaudert." — — —

„Ist es Ihnen auch bequem so, liebe Freundin?" fragte der Fürst, als sie in der Dämmerung vor dem Camin saßen; zwischen ihren Sesseln lag Waldmann, schneckenhaft zusammengerollt, mit der Schnauze zwischen den Hinterbeinen. „Darf ich weiter rauchen?"

„Danke sehr, Durchlaucht," lachte die alte Dame. „Sie sind ja heute von einer bestrickenden Liebenswürdigkeit. Bitte, rauchen Sie nur . . . Na, sagen

Sie 'mal, das war ja ein kurzer Schmerz heute Morgen!"

Der Fürst nickte und strich die Asche von seiner Cigarre. „Ich glaube, er wollte eigentlich zur Tafel bleiben. Aber als er so im Vorbeigehen hörte, daß wir ganz unter uns Herren sein würden, wurde es ihm leid . . . Na, und dann hatte ihm vielleicht auch meine Meinung den Appetit verdorben . . . Die Geschichte in Frankreich scheint ihm ja völlig den Kopf verdreht zu haben. Er hat mir da einen ganzen Vortrag gehalten. Jetzt würden die staatsverderblichen Kräfte im Volk bei uns Oberhand gewinnen. In einigen Hauptstädten habe sich die Menge schon eine hochverrätherische Kritik an allerhöchsten Personen erlaubt —"

„Das stimmt, — in München haben sie ja der spanischen Tänzerin, der Lola Montez, die Fenster eingeworfen," fügte die Ziegebein ein.

„— und bei uns werde es auch nicht ausbleiben; denn es sei zu viel Verführung im Lande —"

„Er muß es ja wissen," bemerkte die Ziegebein.

„— und deshalb müsse man sich bei Zeiten vorsehen. Angesichts unserer geringen Militärmacht schlage

er mir vor, gemeinsam beim Bundestage oder direct bei Preußen um eine militärische Besetzung unserer Staaten nachzusuchen."

„Oha!" rief die Ziegebein.

„Ja, das sagen Sie wohl! Ich hab' ihm aber auch deutlich geantwortet. Diese Idee! Wenn der Spectakel wirklich allgemein wird, so brauchen die Großen ihre Soldaten selber. Und was mich angeht, — ich komme aus. Nur kein Säbelrasseln. Mit meinen dreißigtausend und etlichen Unterthanen werde ich unter Beihülfe unseres guten Müller schon allein fertig . . . Na, er war ja wohl sehr betroffen. Wissen Sie, ich glaube, sehr populär ist er nicht..."

„Wie der Teufel," antwortete die Ziegebein.

„Seien Sie doch nicht so grob," versetzte der Fürst lächelnd. „Und schließlich fing er auch noch an zu jammern, daß ich mit den Volksverführern zu gelind umspränge. Ich möchte doch wenigstens an den Schlimmsten einmal ein Exempel statuiren. Er zählte mir gleich ein Halbdutzend Namen auf. Der Doctor von Müller sei der Schlimmste, mit seinen Gedichten und Reden stifte er überall Hochverrath; er gehöre an den Galgen. Auf Den scheint er es ordentlich abgesehen zu

haben. Das war mir aber doch zu arg. Ich bitte Sie, was geht denn Den an, was ich mit meinen Demagogen anfange? ‚Ich weise keinen Unterthanen aus, ehe er mir silberne Löffel gestohlen hat,‘ hab' ich ihm gesagt, ‚aber um Eurer Liebden entgegenzukommen, will ich den Kerls den Besuch der Spielbank in Dero Residenz verbieten.‘ Da lachte er ein wenig unnatürlich und meinte, er werde ihnen schon das Mitspielen verleiden. Und jetzt dürfe er mich nicht länger aufhalten."

„Schön," sagte die Ziegebein. „Aber daß es drüben mit am ersten losgeht, darin hat er Recht."

„Meinetwegen," erwiderte der Fürst. „Ich habe genug mit mir selber zu thun, als daß ich mich um ihn groß kümmern sollte, blos weil unsere Ahnherren so um 1650 herum 'mal Brüder waren. —" Er warf die Cigarre ins Feuer und blickte eine Weile verlegen vor sich hin. „Wissen Sie, liebe Aglaja," begann er etwas stockend, „es geht doch nichts über geordnete Verhältnisse. Was würden Sie — hm — was würden Sie dazu sagen, wenn ich mich verheiratete? — Nun, sehen Sie mich nicht so ungläubig an! ich wollte schon längst mit Ihnen darüber sprechen.

Sie wissen ja, wie hoch ich Ihre Ansicht schätze . . . Sie werden mich, bitte, nicht auf mein Alter verweisen? Es ist ja wahr, daß ich . . . na, sagen wir, daß ich in den Fünfzigen stehe, — meinethalben sogar über die Mitte hinaus. Aber sehen Sie, man richtet sich dann darnach ein . . . ich kann ja keine Gegenliebe verlangen wie ein junger Schwärmer . . . aber eine ruhige, auf kindlicher Achtung begründete Neigung — — hm, ja, nicht wahr? Und sehen Sie, sie hat mir's nun 'mal angethan, unsere Kleine . . ."

„Herr Gott!" rief die Ziegebein aufspringend, — „unsere Kleine? Mein Pastorsküken? Die wollen Durchlaucht heirathen?"

„Nun, beruhigen Sie sich doch," erwiderte der Fürst erschrocken. „Ich meine ja natürlich linker Hand. Als Baronin Falkenstein, — was meinen Sie? Der Landauer muß mir das Ding verkaufen. Ich schenke ihr die Ruine dann als Morgengabe."

„Sehr sinnreich," erwiderte die Ziegebein. „Durchlaucht haben es sich ja genau ausstudirt. Und ich altes Schaf merke davon nichts! . . . Wenn ich das geahnt hätte, als ich das Kind hierher rettete!"

„Aber, meine Liebe," sagte der Fürst ärgerlich,

„seien Sie doch nicht gar so grob! Wenn Ihnen der Plan auch etwas — — sagen wir: ungewöhnlich vorkommt, — — sehen Sie 'mal, Sie haben mir doch neulich selber von Ihrem Goethe erzählt . . . der wollte das Fräulein von Levetzow ja noch heirathen, als er beinahe achtzig war! Und die Levetzow war ja wohl noch ein Jahr jünger als — —"

Die Ziegebein lachte boshaft. „Jetzt vergleicht er sich auch noch mit Goethe!" rief sie, alle schuldige Ehrerbietung vergessend. „Aber ich sehe schon, daß ich Eure Durchlaucht aufklären muß: Wissen Durchlaucht denn auch, weshalb ich die Kleine zu mir genommen? Weil Der da drüben sie zu sich nach Louisenlust locken wollte — — ja, sehen Sie mich nur an! Diesmal weiß ich's sicher; ich werde Durchlaucht die saubere Geschichte ein ander Mal erzählen . . . und wissen Sie, warum Der da drüben dem Doctor von Müller an den Kragen will? Weil er weiß, daß die Kleine heimlich mit dem verlobt ist . . ."

„Was sagen Sie da?" rief der Fürst, der nun auch aufsprang. „Mit diesem — diesem Demagogen?!"

Die Ziegebein sah ihn fest an. „Wollen Durchlaucht ihn vielleicht jetzt auch, wie höchstdero Vetter, als Demagogen verfolgen, weil das Mädchen ihn gern hat?“ fragte sie.

Der Fürst biß die Lippen zusammen und erröthete. Ein paar Mal ging er schweren Schrittes auf und ab, dann sagte er mit einem begütigenden Blick: „Sehen Sie 'mal, liebe Aglaja, das ist doch am Ende nur so eine jugendliche Schwärmerei ... Wenn es ihr nun erst klar wäre, was ich ihr doch bieten kann —“

Die alte Dame schüttelte lächelnd den Kopf. „Die Liebe rechnet nicht, Durchlaucht,“ sagte sie. „Aber Sie verrechnen sich ... Wenn die Kleine auch nicht gebunden wäre, würde ich doch sagen, daß sie nicht zu der Rolle paßt, die Sie ihr zugedacht haben ... Verzeihen Durchlaucht diese Offenheit. Sie ist ja eigentlich überflüssig, wie die Dinge liegen ... Denn nicht wahr, — Durchlaucht werden doch nicht den Versuch machen, ein Mädchen, das unter Ihrem Dache Zuflucht gefunden hat, seinem Verlobten abzujagen?“

Der Fürst zuckte zusammen und wandte sich ab.

Eine gute Zeitlang stand er still vor dem Camin und starrte in die Flammen. Waldmann, den das heftige Zwiegespräch aufgeschreckt hatte, betrachtete seinen Herrn bekümmert und rathlos, endlich trottete er in die Mitte des Zimmers, faßte die Schwanzspitze ins Maul und fing an, sich unter leisem Knurren sehr zierlich und gewandt herumzudrehen. Er wußte, daß sein Herr sich an diesem Kunststück sonst sehr zu ergötzen pflegte.

Wenigstens löste es diesmal die Zunge des Fürsten. „Es ist gut," sagte er und reichte der alten Hofdame die Hand. „Ich danke Ihnen, liebe Aglaja, für Ihre Offenheiten. Heute Abend mögen Sie mir mehr erzählen, — für jetzt entschuldigen Sie mich ... ich möchte allein sein ..." Er blickte ihr mit einem trüben Lächeln in die welken Züge, die eine große, freudige Rührung verklärte. „Wissen Sie, ich habe kein Glück bei Ihnen, Aglaja ... damals, als ich Ihnen selbst mit einem Geständniß kam, meinten Sie, das wäre wohl noch acht Jahre zu früh für mich, ich sollte erst fertig wachsen ... na ja, ein Bischen grob waren Sie schon damals ... und jetzt ... du lieber Gott, ausgewachsen bin ich

ja wohl ... aber jetzt muß ich mich von Ihnen belehren lassen, daß es für mich zu spät ist ... In Gottes Namen! da müssen wir denn wohl weiter sehen, wie wir mit einander auskommen ..."

XII.

Die Märzstürme brausten durch das Land, schwer und mächtig. Sie fegten das dürre Laub von den Eichen, das wintersüber noch fest gesessen hatte, und weckten Knospen und Keime mit lebenweckendem Anhauch. Und auf ihren Schwingen trugen sie den Geist der Freiheit. Jeder Morgen brachte neue Zeichen des Sieges, den der Frühling in der Natur erstritt; jeder Tag neue Kunde vom Siege des Frühlingsgeistes, der in den Herzen der Völker schlummernd und scheinbar erstarrt gelegen hatte. Es war erstaunlich, wie leicht und klagelos auch im deutschen Staatenwalde die dürren Blätter sich ablösten, die so lange seine Kronen und Krönchen verunstaltet hatten ...

Auch an den Zinnen des alten Dynastenschlosses über der kleinen Hauptstadt rüttelten die Märzstürme. Franz Friedrich Ferdinand hörte es, — mit einem leidenschaftslosen, fast behaglichen Lächeln, das wunder-

lich von der Aufregung seiner Umgebung abstach. Es war ein neuer Zug in seinem Wesen, — eine stille, etwas trübselige Güte; etwas wie ein weicher goldener Nebel, der die letzten schönen Herbsttage einer friedlichen Landschaft verklärt, wenn die Zugvögel weg sind und die weißen Sommerfäden sich um die halbkahlen Zweige spinnen. Die alte Hofdame betrachtete ihren fürstlichen Freund mit einer mitleidigen Theilnahme, in die sich eine Art von aristokratischer Befriedigung mischte. „Edelwild,“ dachte sie. „Es zieht sich still zurück und läßt seine Wunde ausheilen, ohne zu klagen oder sie zu zeigen.“

Eines Vormittags trat er bei ihr ein; Waldmann sprang hinter ihm her, nach einem Papier schnappend, das sein Herr zusammengefaltet in der Hand trug. Mit einem kühnen Sprunge erwischte er es und kauerte sich damit auf dem Teppich nieder, übermüthig wedelnd, als wolle er die großen Leute zu einem Versuch einladen, ihm die Beute abzujagen.

„Nun sehen Sie 'mal, wie der mit dem Metternich umspringt,“ sagte der Fürst. „Haben Sie's schon gehört, meine Liebe? Sonst lassen Sie sich's von ihm

vorlesen. Der Fürst Metternich hat seine Entlassung genommen."

„Ja," meinte die Ziegebein nachdenklich, „also auch! Ob er sich das wohl vor einem Monat träumen ließ? Und nun spielt das Hundsvieh mit ihm. Es wird ihm schwer genug geworden sein."

„Na," erwiderte der Fürst, „was will er denn? Er hat ja seinen Johannisberg. So ein Besitz ist heutzutage angenehmer, als Staatskanzler spielen. Uebrigens, — da drüben geht es jetzt auch los, Sie hatten ganz Recht. Unser guter Major hat mir heute Morgen schon in den Ohren gelegen, ob ich nicht doch besondere militärische Maßregeln befehlen wolle? Ihm läßt die Schwadron Husaren keine Ruhe, die der da drüben aufgeboten hat. So eine Dummheit. Der Mensch hat wahrhaftig seine gesammten Staaten unter Kriegsrecht gestellt, und Louisenlust soll ihm als Zwing-Uri dienen . . ."

Er verstummte vor dem Anblick Johanna's, die plötzlich hereinstürzte, mit blassem Antlitz und weinenden Augen. „O helfen Sie, helfen Sie, gnädiges Fräulein!" rief sie, und da sie den Fürsten erblickte, stürzte sie fast auf die Kniee vor ihm und fuhr mit

gerungenen Händen fort: „Helfen Sie, Durchlaucht! Retten Sie ihn! Sie haben ihn über die Grenze gelockt, sie wollen ihn abschleppen, nach Louisenlust!"

Der Fürst blickte fragend nach dem Pastor Liebetreu, der seiner Tochter gefolgt war und bittend vor ihm stand. „Es ist leider wahr, Durchlaucht," sagte er, „ich bin sogleich hierher geeilt, um Ihre landesväterliche Huld anzuflehen ... Der Doctor von Müller ist verhaftet, er wird drüben in Groß-Breibach auf dem Rentamt von einer Husaren-Patrouille bewacht ... Es scheint, daß der Rentmeister ihn auf allerhöchsten Befehl unter einem Vorwand hinübergelockt hat ... Durchlaucht der Fürst sollen im Voraus Ordre gegeben haben, ihn unverzüglich nach Louisenlust zu bringen ... aber die Husaren können nicht, das Volk hat ihnen die Pferde weggeschleppt und belagert das Rentamt ..."

Der Fürst hatte das junge Mädchen sanft aufgehoben und zu der Ziegebein geleitet. Er blickte ihr zärtlich in das thränenüberströmte Gesicht. „Aber beruhigen Sie sich doch, liebes Kind!" sagte er ein Mal über das andere. „Es wird ja nicht so schlimm sein!"

„Durchlaucht, was werden Sie thun?“ rief die Ziegebein hastig.

Der Fürst richtete sich hoch auf. „Dumme Frage!“ antwortete er zornig. „Warum sind Sie nicht schon zur Thür hinaus, um den Wagen zu befehlen? . . . den Jagdwagen, — und flink bespannt, das bitte ich mir aus . . . ohne Begleitung . . . Was zum Henker! ich werde doch noch allein mit der Bagage drüben fertig werden! . . . Still, still, liebes Kind! ich bringe ihn Ihnen eigenhändig zurück, und wenn ich ihm bis Paris nachfahren müßte . . . Nur ruhig Blut . . . Da, versorgen Sie einstweilen den Waldmann — und Sie, Herr Pastor, lassen Sie sich von unserer Oberhofmeisterin einen Grog brauen, — Sie sehen ja aus, als ob Sie den Propheten Joël mit sämmtlichen Heuschrecken verschluckt hätten . . .“

Damit eilte er zur Thür hinaus. Sein Gesicht strahlte ordentlich, und seine Sporen klirrten kriegerisch. Er sah aus, als wäre er plötzlich zehn Jahre jünger geworden.

XIII.

Ein wunderliches Aufgebot umlagerte das breite, von starken Mauern umfaßte Thor des Rentamtes:

Männer und Weiber, zumeist in zerlumpten Kleidern und mit abgehärmten Gesichtern, Dreschflegel, Heugabeln und andere ländliche Waffen in den Händen. Noch hielt sie die drohende Erscheinung der Husarenwache im Schach, die sie schußbereit unter dem Thor erwartete. Nur die gescheckte Waldine wagte sich zum Angriff vor. Aengstlich und wüthend zugleich, mit eingezogenem Schweife und offener Schnauze, stand sie vor dem Soldaten und übergellte mit ihrem Geheul selbst den Lärm der schimpfenden Menge. Der Fürst kam gerade zur rechten Zeit, um zu sehen, wie der Husar das Thier mit einem Tritt zurückschleuderte.

„Was untersteht Er sich da?“ rief er und drängte sich eilends durch die Menge, die verwundert und ehrfürchtig auseinanderwich. „Wie kann Er den Hund so mißhandeln?“ — Er streichelte Waldine, welche winselnd, die eine Vorderpfote schlaff hängen lassend, an ihm heraufstrebte. „Wenn das Thier den Lauf gebrochen hat, werde ich sorgen, daß Er mir dafür vierzehn Tage ins Loch kommt, verstanden?“

„Zu Befehl!“ sagte der Husar präsentirend. Der Fürst ließ ihn stehen und schritt durch den Thorweg. Die Menge drängte nach, ohne daß der Soldat sie

weiter abzuwehren wagte. Drinnen hielt ein Unterofficier mit einigen Husaren. „Aha, die Hauptmacht!" brummte der Fürst und schritt auf den alten Unterofficier zu, der vor ihm salutirte. „Also Sie sind's, Lübbecke!" sagte er. „Machen mir hier dummes Zeug, was? Reitet Sie der Teufel, daß Sie mir meine Unterthanen abschleppen wollen?"

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht," antwortete der Unterofficier, „ich habe ausdrückliche Ordre, den Mann nach Louisenlust zu transportiren. Durchlaucht der Fürst wollen ihn noch heute als Hochverräther kriegsgerichtlich abgeurtheilt sehen."

„Was Durchlaucht der Fürst wollen, geht mich gar nichts an," erwiderte Franz Friedrich Ferdinand. „Der Mann ist mein Unterthan, und wenn Sie jetzt noch ein Wort wagen und mir nicht augenblicklich den Mann herausgeben, dann soll Sie ja ein heiliges Himmelkreuzgranatendonnerwetter — aha, da haben Sie ihn wohl drin?" unterbrach er sich und deutete auf eine Thür, an der Waldine heulend scharrte. „Aufgeschlossen!"

Der Unterofficier gehorchte zögernd. „Durchlaucht, meine Ordre —"

„Ihre Ordre ist jetzt, den Mann da herauszulassen," donnerte der Fürst und stieß die Thür auf. „Aha, da sind Sie ja, mein werther Herr Doctor! Ich höre eben, daß Jemand Sie noch heute abgeurtheilt zu sehen wünscht. Na, sehen ja schon recht todesmuthig aus. Geht aber doch nicht. Ich brauche Sie selber zu nöthig. Habe Sie zu meinem Geheimsecretair ernannt. In diesen Zeiten braucht unsereins einen jungen Mann mit blühendem Styl." — Er reichte dem Befreiten, der ihn bleich und verständnißlos anstarrte, die Hand und geleitete ihn auf den Hof. „Wollen Sie gefälligst Ihren Hund auf den Arm nehmen und bis zum Wagen tragen, — das arme Thier lahmt. — Na, was giebt's denn da noch?"

Der Hof war jetzt ganz von der Menge der Bauern überflutet. Sie schwangen ihre plumpen Waffen und drängten mit wüstem Jubelgeschrei einer Thür zu, aus der einige zerlumpte Weiber einen bleichen, grauhaarigen Mann herauszerrten. Ein junges Mädchen von großer und üppiger Gestalt suchte den Jammernden umsonst aus den Krallen der wüthenden Weiber zu befreien; ihr städtisches feines

Gewand hing ihr in Fetzen um Schultern und Arme, und ihr langes rothes Haar flatterte im Winde. Als sie den Fürsten sah, schlug sie sich mit den Fäusten Bahn zu ihm, umklammerte seine Kniee und schrie: „Gnade, Gnade! Sie ermorden uns, sie zerreißen uns!“

Der Fürst riß sich mit einer Geberde des Widerwillens von ihr los. „Ruhe da, ihr Leute!“ rief er. „Laßt den Kerl los, er entwischt euch ja nicht.“ Dann wandte er sich zu dem Unterofficier, der mit seinen Leuten bei Seite stand, und deutete fragend nach dem Rentmeister hinüber.

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht, — dafür habe ich keine Ordre,“ sagte der alte Unterofficier mit finsterer Miene.

„Hm, das stimmt,“ versetzte der Fürst. „Das thäte mir auch leid für Sie, Lübbecke.“ Er wandte sich wieder um und musterte die Menge, die gespannt und still nach ihm aufschaute. „Aha!“ rief er, „der da, der Graukopf mit dem rostigen Säbel, — ist Er nicht der Gemeindevorsteher, der Peter Miebus? Na, schön. Soll 'mal vortreten. Er scheint mir ja hier der Gemeinde in seiner ganz besonderen Weise vor-

zustehen, — was? Jetzt such' Er sich 'mal sechs bis zehn ordentliche Leute heraus, damit besetzt Er das Rentamt und paßt auf, daß nichts abhanden kommt. Den alten Sünder da drüben und die Tochter kann Er meinetwegen einsperren, bis höhere Ordre kommt. Aber nicht mißhandeln! Er bürgt mir dafür. — Den Soldaten hier läßt Er natürlich sofort die Pferde wiedergeben. Und ihr Anderen, ihr geht mir jetzt hübsch nach Hause oder aufs Feld. Sonderlich die Weiber. Nur, in der Ordnung bleiben, Leute. Es wird Alles untersucht werden, was ihr zu klagen habt. Wenn euch Einer etwas will, dann beruft euch auf mich. Ihr kennt mich. Aber keinen Spectakel mehr, sonst soll euch der Teufel ungestorben holen! Abtreten! — Und Sie, Lübbecke," fuhr er fort, während sich die Menge gehorsam und zufrieden zerstreute, „Sie reiten 'mal ruhig nach Louisenlust zurück, oder wo Seine Durchlaucht sonst ihr Hauptquartier zu halten geruhen. Wenn es überall so aussieht, wie hier, so kann es nichts schaden, wenn Sie Ihrem Kriegsherrn etwas näher sind. Melden Sie Seiner Durchlaucht, daß ich meinen Geheimsecretair selber brauche. Und wenn Sie 'mal was brauchen, — für einen alten Kriegs-

kameraden von anno 1815 bin ich immer zu Hause. Verstanden?"

„Zu Befehl, Durchlaucht," erwiderte Lübbecke. Der Fürst schritt würdevoll grüßend die Front ab und begab sich zu seinem Wagen. Der Doctor von Müller folgte, Waldine im Arm tragend. Ihm war es wirblig zu Muthe. —

„Na, da wären wir ja wieder im engeren Vaterlande," sagte der Fürst nach einer Weile und blickte lächelnd seinen Schützling an, der stumm und betreten neben ihm saß. „Ihnen scheint dieser erste Plumps ins praktische Revolutionsleben übel bekommen zu sein, mein lieber Dichter. Ich wollte, wir hätten einen Cognac hier für Sie. Man sollte doch in diesen Zeiten so eine erste Hülfe gegen Unglücksfälle immer bei sich führen."

„Durchlaucht haben ein unbegrenztes Recht, über mich zu spotten," erwiderte der junge Mann mit trübem Lächeln. „Noch verstehe ich dies ganze Abenteuer nicht, bei dem ich eine so ausschließlich leidende Rolle spiele, — ich weiß weder, wie ich die fürstliche Gewaltthat da drüben, noch wie ich Ihre Gnade verdient habe ... Aber Durchlaucht haben mir Freiheit

und Leben gerettet, — Sie haben nun über Beides zu gebieten . . . Darf ich fragen, wie Eure Durchlaucht nun über mich zunächst verfügen?“

„Sie meinen, wohin ich Sie bringen will?“ versetzte der Fürst. „Natürlich aufs Schloß. Ich habe Ihnen ja schon gesagt: ich brauche Sie in meinen Diensten. Diesmal werden Sie mir's hoffentlich nicht abschlagen... Und dann habe ich auch Ihrer Liebsten versprochen, Sie heil wiederzubringen. Ja, starren Sie mich nur an! Ihnen gebührt eine ganz gehörige Strafpredigt. Das einzige Vernünftige, was Sie meines Wissens bis jetzt gethan haben, war, daß Sie sich in die Kleine verliebten; und dies Einzige haben Sie Ihrem Landesvater verschwiegen. Herr, Sie sind ja ein schlimmerer Tyrann, als Alle, die Sie in Ihren Versen heruntermachen! Wenn man sich mit einem Mädchen verlobt, dann sorgt man, daß die Geschichte fest wird, anstatt das arme Wurm zu vertrösten, bis der Herr Liebhaber so im Nebenamt den Deutschen Bund aufgelöst und Europa neu geordnet hat... Merken Sie sich das für kommende Fälle, Sie Marquis Posa . . . Uebrigens, die Bedingung ist jetzt wohl erfüllt, nicht wahr? Das geht ja mit der deut-

schen Freiheit neuerdings wie ein Dampfschiff, die Bauern prügeln schon ihre Rentmeister, und der Metternich hat auch abgedankt . . . Na, also jetzt machen Sie 'mal Ernst mit der Kleinen, — mit Ihrem Vater werde ich ein Wort sprechen. Aber das sage ich Ihnen: wenn Sie mir das süße unschuldige Geschöpf nicht zeitlebens wie einen Engel behandeln — was sie ja noch ist —, dann wollte ich, mein Herr Vetter Liebden hätte Ihnen heute auf Louisenlust eigenhändig den Hals umgedreht! — Ach was, lassen Sie Ihre dummen Dankereien. Bedanken Sie sich bei der Kleinen — und bei unserem alten Hausgeist, meiner Freundin Aglaja von Ziegebein meine ich. Da sehen Sie nur 'mal hin, — oben an meinem Observatorium, auf dem Schloßthurm! Stehen die beiden Weiber doch wahrhaftig da und winken mit den Tüchern! Gerade als ob ich vom Turnier heimkäme und ihnen einen neuen Troubadour mitbrächte. Na, holen Sie doch Ihre Leier hervor, die hat Ihresgleichen ja wohl immer im Gewande? — Wollen Sie, bitte, dem Kutscher bestellen, daß er hinten am Gartenthor vorfährt, nicht durch die Stadt? Ich habe Volksauflauf genug für heute. So, danke. — Und wissen Sie,

wenn Sie mit der Verlobung glücklich durch sind — wir müssen ja erst noch die Herren Väter herumholen, — — na, dann verkaufen Sie mir das Thier da. Denn bei Ihnen bricht es doch noch einmal ein Bein. Ueberhaupt — wozu brauchen Sie noch einen Hund?!"

XIV.

In der Dämmerstunde dieses ereignißvollen Tages saß Franz Friedrich Ferdinand wieder vor dem Camin in seinem Zimmer. Er rauchte seine Cigarre und betrachtete gedankenvoll die beiden geschcheckten Dackel. Waldine lag vor dem Camin auf einer Seite, Waldmann stand neben ihr und leckte liebevoll ihre verwundete Vorderpfote.

Auch die Ziegebein, die jetzt leise eintrat und ihren Platz einnahm, betrachtete das Pärchen mit freundlichem Lächeln. „Nun haben Durchlaucht sie ja," meinte sie.

„Jawohl," erwiderte der Fürst wehmüthig, „und der Doctor von Müller hat die Kleine. Jeder, was ihm zukommt, nicht wahr?" Er zog an der Cigarre und fächelte den Rauch mit der Hand von der Dame

ab. „Uebrigens das muß ich sagen," fuhr er fort, „ein Stück Arbeit war's doch, diese beiden Väter aneinander zu versöhnen. Mein Gott, was wir alten Leute doch eigensinnig sein können! — Na, und was giebt's denn in der übrigen Welt? Mir hat man ja heute vor lauter Ehestiften gar keine Zeit zum Regieren gelassen. Und jetzt bin ich fürs Erste nicht zu sprechen."

„Nun," sagte die Ziegebein, „ich glaube, es hat wieder in einigen sechs oder sieben Staaten gekracht... Drüben auch. Eben ist ein Courier damit angekommen: großes Halloh in der Residenz, Zuzug von bewaffneten Bauern, — die Spielbank geschlossen, Bürgermiliz, provisorische Regierung, Auszug gen Louisenlust ... ein Husarenpferd erschossen, ein Advocat oder so etwas leicht verwundet, — — dann haben Durchlaucht Egon Alexander dem Kampfe edelmüthig ein Ende gesetzt. Er hat abgedankt und ist abgereist, wahrscheinlich nach England. In der englischen Bank liegt ja wohl sein Geld . . . Wo euer Schatz ist, da ist euer Herz, sagt die Schrift. Für seinen kleinen Neffen führt die provisorische Regierung einstweilen die Geschäfte — ein Arzt, zwei Advocaten und ein Professor . . . Die Groß-Breibacher Bauern haben

der Regierung als Pfand ihres Vertrauens den Rentmeister und sein holdes Töchterlein ausgeliefert . . . Der Rentmeister sitzt im Loch. Später wird er wohl mit seinem Töchterlein dem Landesherrn nachreisen. Sie hatten ja wohl so eine Art Ministerposten bei ihm, für den er auch im Privatleben Beschäftigung haben wird . . ."

„Schweigen Sie doch, bitte, von diesen Leuten," warf der Fürst ein. „Ich habe mich heute Vormittag hinlänglich über das Paar geekelt. Was machen denn unsere lieben Unterthanen?"

„Adressen, Durchlaucht. Sie haben große Berathung in der Ressource. Der Banquier Landauer soll gesagt haben, es sei höchste Zeit, daß sich die deutsche Nation ihrer ruhmvollen Ahnen erinnere. Nun, das werden Durchlaucht ja wohl noch alles zu lesen bekommen. Unser guter Böllermann ist am Rande der Verzweiflung. Vorhin bat er mich mit beweglichen Worten, ich möchte Durchlaucht doch zureden, daß Sie wenigstens unsere vier Kanonen auf dem Schloßhof scharf laden lassen. Ich will Durchlaucht lieber bitten, daß sie die alten Donnerbüchsen einmal neu anstreichen läßt, hab' ich ihm gesagt."

„Ich glaube, die Dinger sind den Anstrich nicht mehr werth, liebe Aglaja," erwiderte der Fürst sehr ruhig. „Wo steckt denn der Pastor Liebetreu?"

„Vorhin war er drüben bei dem jungen Pärchen. Oder wenigstens im Nebenzimmer. Ich glaube, er studirt. Sie haben ihn ja beauftragt, morgen die Sonntagspredigt zu halten, weil der Hofprediger krank ist."

„Ach ja," seufzte der Fürst. „Natürlich über den Propheten Joël. Aber horchen Sie 'mal, was ist das für ein Lärm drunten? Sind das unsere Heuschrecken schon?"

Der Major trat ein, hinter ihm der Pastor Liebetreu mit den Verlobten. „Verzeihen Durchlaucht, daß ich es ungemeldet wage," sagte der Major hastig, — „Unruhen in der Stadt, eine große Menge wälzt sich heran . . ."

„Lassen wir sie wälzen, mein Lieber," antwortete der Fürst, ohne aufzustehen. „Was sagt denn mein Herr Cabinetsminister dazu?"

„Mein Vater erwartet die Leute, Durchlaucht," bemerkte der Doctor von Müller, der ans Fenster getreten war. „Es scheint eine große Kundgebung

zu sein … mit Fackeln … sie ziehen auf den Schloßplatz, vor den Balcon … an den Wachen vorüber …“

„Durchlaucht haben befohlen!“ stieß der Major mit einer verzweiflungsvollen Handbewegung hervor und ging hinaus.

„Es scheinen ganz friedliche Leute zu sein,“ bemerkte der Pastor, der zu seinem Eidam getreten war. „Eine Abordnung, wie es scheint, an der Spitze … Der Herr Banquier Landauer und der Gymnasialdirector vornan.“

„Man kann sich nichts Friedlicheres denken,“ versicherte die Ziegebein, die noch immer auf ihrem Sessel gegenüber dem Fürsten saß.

Der Fürst nickte und zündete sich eine frische Cigarre an. Drunten hörte man vielstimmigen Gesang:

„Das Eis zerschmilzt, der Winter flieht,
Der Völkerfrühling naht mit Brausen!“

„Hören Sie's, Kleine?“ sagte der Fürst und lächelte wohlwollend zu Johanna hinüber. „Das ist von ihm. Das Dichten sollten Sie ihm doch abgewöhnen.“

Johanna erröthete, sie eilte auf ihn zu und faßte zärtlich seine Hand. „O,“ rief sie, rathlos und bekümmert umherblickend, „was können denn diese Leute noch verlangen — von einem so milden, treuen Fürstenherzen!“

„Das fragen Sie den Dichter 'mal,“ antwortete der Fürst und streichelte ihre Hand. „Es scheint, von Politik hat er heute nicht mit Ihnen gesprochen, kleines Bräutchen? — Aber da bekommen wir ja die Aufklärung,“ fügte er hinzu und stand auf, da der Cabinetsminister eintrat. „Na, mein Lieber, was ist denn los?“

„Durchlaucht,“ stammelte der Minister tief verstört, „eine Kundgebung . . . eine Emeute . . . sie verlangen eine liberale Verfassung.“

„Du lieber Gott,“ erwiderte der Fürst, „dann geben Sie ihnen doch eine!“

Der Cabinetsminister erblaßte und wich einen Schritt zurück. „Verzeihen Durchlaucht,“ sagte er, „meine Ergebenheit in Dero Dienst ist Ihnen bekannt, — aber angesichts dieses Auftrages . . . meine politischen Ueberzeugungen binden mich . . . Ich bitte, mir in Gnaden meine Entlassung zu gewähren.“

„Nun wird's gut!“ brummte die Hofdame. Die Anderen sahen sehr erschrocken drein.

Der Fürst blickte seinen Cabinetsminister eine Weile nachdenklich an. Allmählich erheiterte sich sein Antlitz. „Hören Sie 'mal, mein lieber, alter Freund,“ sagte er und legte seine Hand auf die Schulter des Ministers, „ich glaube, Sie haben Recht. Wissen Sie, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich thät's auch nicht... aber so, — mein Gott, unsereins ist nun 'mal lebenslänglich von Natur; das Abdanken aus Bequemlichkeit ist die einzige politische Sünde, die ich einem Fürsten nie verzeihe; zudem, — mein kleiner Vetter Anton Heinrich, der jetzt drüben mit Scepter und Kronen spielt und später auch hier ans Ruder kommen soll, ist ja erst fünf Jahre alt. Da muß ich noch ein Endchen vorhalten. Aber Sie sind mir zu schade für diese Art Ministerspielen, wie sie jetzt die Mode bringt . . . Später, wissen Sie, später, in ein Paar Jährchen höchstens, dann brauchen wir wieder Leute, die 'was von der Sache verstehen. Also . . . bis dahin genehmige ich Ihre Bitte, mein Lieber, — mit herzlichem Dank für Ihre Dienste, — na, das brauch' ich ja wohl nicht zu sagen; unter Freunden, wie wir,

sind die Redensarten überflüssig . . . Fertigen Sie mir, bitte, die Decrete aus: Ihr Abschiedsgesuch, Ihre Ernennung zum Großofficier unseres Hausordens — in Brillanten, bitte! — und die Ernennung Ihres Nachfolgers. Inzwischen wird dieser wohl die Güte haben, unserem geschätzten Volke vom Balcon hinunter die angenehme Botschaft zu verkündigen. Also bitte, — Herr Doctor Theobald von Müller, — ich ernenne Sie hiermit zu meinem Minister und beauftrage Sie, es den Leuten da unten mitzutheilen. Eine Verfassung sollen sie auch haben, Sie werden wohl dazu eine Nationalversammlung wählen lassen, was? Zum Kampf der Reden und Gesänge? Na, das ist ja Ihr Fach. — Was warten Sie denn noch? Ja, mich entschuldigen Sie, bitte, bei Ihren Freunden da unten, — ich habe noch nie von einem Balcon hinab gesprochen!"

Damit wandte sich Franz Friedrich Ferdinand ab und nahm wieder seinen Platz vor dem Camin ein. Er hatte genug gethan und erwartete jetzt, daß man seinen Willen thue. Der neue Minister küßte seine Braut und ging ans Werk.

Was er von dem Balcon nebenan aus sprach,

war im Zimmer des Fürsten nicht zu verstehen. Nur dann und wann klang ein Schlagwort herüber, sogleich verschlungen von fröhlichem Beifall. Bei jeder Beifallssalve zuckte Johanna ein wenig zusammen und erröthete selig. Sie stand an der halboffenen Zwischenthür, zwischen dem bisherigen Cabinetsminister und ihrem Vater. Zaghaft faßte sie die Hand des alten Diplomaten, küßte sie und blickte bittend zu ihm auf. Er sah sie lange an, küßte sie auf die Stirn und reichte dem Pfarrer die Hand. Dann verließ er leise das Zimmer. Johanna schlich in den Saal, ihrem Geliebten nach; der Pfarrer folgte ihr lächelnd.

Der Fürst rauchte und betrachtete seine bunten Dackel. Sie saßen jetzt gegen einander, die Schwänze auswärts gekehrt, und leckten sich zärtlich mit den langen rosigen Zungen.

„Wie zwei Wappenlöwen,“ sagte der Fürst. „Hoffentlich hält sich die Race gut in der Farbe.“

Die Ziegebein nickte zerstreut und horchte. Draußen hatte der neue Minister seine Rede geendet, noch einmal erhob er die Stimme zu einem kurzen Satz, den die Bürger jubelnd mehrmals wiederholten. In vielstimmigem Chor klang es wie ein Canon zurück:

„Unser Fürst Franz Friedrich Ferdinand der Gerechte, — hoch!“

Die Ziegebein sprang auf und schlug mit der kleinen dürren Hand auf die Stuhllehne. „Das ist doch noch ein Wort!“ rief sie. „Und der das Beiwort für Sie ausgebracht hat und dran festhält, Durchlaucht, das ist ein Edelmann, wie er sich für uns schickt!“

„Na, das freut mich,“ sagte der Fürst. „Dann mag er auch meinethalben sorgen, daß der Adel in meinen Staaten nicht ausgeht.“

Aloysius Däusle.

Erinnerungen an einen Zeitgenossen.

Es ist mißlich, eine Geschichte erzählen zu wollen, wenn man nicht weiß, was aus dem Helden geworden ist, und in diesem Fall befinde ich mich diesmal. Ich weiß weder, was aus Aloysius Däusle geworden ist, noch ob er überhaupt noch lebt. Aber vielleicht ist einer meiner Leser darüber unterrichtet und läßt mir zum Dank für meine bescheidenen Erinnerungen an unsern gemeinsamen Bekannten einige Aufklärung zukommen. Herzlichen Dank im Voraus!

Ich selbst war noch Student, als ich zuerst auf Aloysius Däusle aufmerksam wurde, zu Anfang meines letzten Wintersemesters. Es war auf der Universitätskasse, um die Zeit, wann die Collegien belegt werden. Dieser wichtige und kostspielige Act vollzieht sich in der Weise, daß ein Student nach dem andern sein

Anmeldebuch mit dem von ihm eingetragenen Verzeichniß der Vorlesungen, die er hören oder doch belegen will, dem Kassenbeamten überreicht, der Honorare und Gebühren bucht, zusammenzählt, das Geld einstreicht und darüber in dem Anmeldebuche quittirt. Da die Posten zweimal gebucht werden, so dictirt der Beamte seinem Collegen während des Eintragens mit lauter Stimme den Namen und den geistigen Wunschzettel jedes Kunden, und diese eintönigen Aufzählungen werden in Ermangelung eines anderen Ohrenschmauses von der noch unabgefertigten Menge aufmerksamer verfolgt und glossirt, als manches Colleg. Jeder Anlaß zur Heiterkeit wird von der Schaar gelangweilter junger Herren dankbar aufgenommen, und als an jenem Tage der Beamte zuerst den seltsamen Namen Aloysius Däusle nannte und sodann nach einem winzigen, mit acht Mark erledigten Privatcolleg — wenigstens eins muß man belegen — eine schier endlose Reihe honorarfreier öffentlicher Collegien aus allen Gebieten des menschlichen Wissens, richteten sich zahlreiche lachende Gesichter nach dem Manne hin, der Wissensdurst und Sparsamkeit so trefflich zu vereinigen wußte. Aloysius Däusle aber zahlte mit

ruhiger Würde seine acht Mark Honorar nebst Gebühren und verließ das Zimmer mit einer Miene, als ob er soeben die Universität vor dem Bankerott gerettet hätte. Es war ein ziemlich kleiner, aber stark gebauter Mensch, mit einem mächtigen rothen Vollbart und glattgescheitelten aschblonden Haaren; seinem Aussehen nach mochte er wohl schon über die Mitte der Zwanzig hinaus sein.

Ich nahm auch an jenem kleinen Privatcolleg Theil und hatte mich während der Ferien gehörig darauf vorbereitet, denn es war eigentlich ein Privatissimum, in welchem ein berühmter Sprachforscher mit uns Zuhörern recht schwierige Fragen vornahm und uns nichts dabei schenkte. „Vielleicht," dachte ich, „ist der rothbärtige Herr ein auswärtiger Gelehrter, der noch für ein Paar Semester zu seiner höheren Ausbildung herumreist." Merkwürdiger Weise war es mir aber nicht möglich, Aloysius Däusle jemals in diesem Colleg zu finden; um so öfter sah ich ihn in anderen, größeren Privatvorlesungen, die er nicht belegt hatte. Er hatte stets ein ungeheuer großes Heft vor sich liegen und sah gelehrt und verständnißvoll aus. Man nennt dies gelegentliche Besuchen nicht belegter Colle-

gien in der Studentensprache „schinden“, und es ist eigentlich nichts Ehrenrühriges, vorausgesetzt, daß man es nicht zur Regel macht. Mir kam es aber vor, als ob Aloysius Däusle es zur Regel mache; nur an einigen besonders warmen Herbsttagen fehlte er. Schlimmer noch war, daß er das Schinden auf andere Dinge ausdehnte; von dem einen Nebenmanne borgte er sich die Tinte, vom anderen die Feder, und wenn er einmal ein Löschblatt in sein großes Heft steckte, so war es niemals eines, das ihm gehörte.

Es studirte damals an derselben Universität ein Schulkamerad von mir, ein junger Jurist, Namens Paul Langen. Er stammte aus einer guten Berliner Familie, benahm und betrug sich dementsprechend, und so fiel es mir auf, daß ich ihn mehrmals mit jenem auch in seinem Aeußeren wenig feinen rothbärtigen Manne zusammensah. Die Sache klärte sich aber auf. Mein Schulkamerad gehörte von Haus aus einer kleinen Religionsgemeinschaft an, deren Glieder überall in der Diaspora leben und sich demgemäß geistig eng zusammenschließen. So verkehrte auch Paul Langen meist mit drei Glaubensgenossen, die mit ihm die Rechte studirten. An der Universität

lehrte damals ein alter Professor, ein reicher, kinderloser Herr, der ebenfalls jener Secte angehörte und wegen seiner Wohlthätigkeit und kindlichen Milde hochverehrt wurde. Dieser hatte den Aloysius Däusle an Paul Langen empfohlen und Letzterem dabei die rührende Geschichte seines neuen Schützlings erzählt. Danach war Aloysius Däusle ein ganz armer Taglöhnerssohn aus einem schwäbischen Dorfe. Seine Eltern waren früh verstorben, er selbst unter die Pflege entfernter Verwandten gekommen, die leider einem anderen, verbreiteteren Bekenntniß angehörten. Diese hatten den Jungen durchaus bekehren wollen, wobei sie von eifrigen Geistlichen unterstützt wurden, die dem unglaublich begabten und wissensdurstigen Knaben für diesen Fall sogar die Mittel zur höheren Gelehrtenlaufbahn versprachen. Aloysius Däusle hatte mit früh entwickeltem Glaubensmuthe allen Versuchungen widerstanden; schließlich war er ausgerissen und hatte nach unsäglichen Mühen und Leiden Beschützer gefunden, die ihm unter Anrufung der Gesetze den ruhigen Besitz seines Glaubens sicherten und ihm eine verspätete Gymnasialbildung ermöglichten. Dann aber waren diese Beschützer auch wieder

gestorben, Aloysius Däusle hatte seine Studien unterbrechen müssen und sich kümmerlich als Schreiber und dergleichen durchgeschlagen, bis er sich in seiner Noth an den Professor wandte und durch dessen Unterstützung einige Anfangsmittel zum Universitätsstudium und Aussicht auf Weiteres erhielt.

Die Geschichte war wirklich rührend und hatte für zweifelsüchtige Gemüther höchstens den einen Fehler, daß sie ganz auf den eigenen Mittheilungen Aloysius Däusle's beruhte. Paul Langen war jedenfalls von ihrer Wahrheit überzeugt und unterließ es nicht, aus ihr weitgehende Schlüsse auf den zelotischen Bekehrungseifer zu ziehen, dem seine Glaubensgenossen in ärmerer Lage ausgesetzt seien. „Ich hatte vor," sagte er, „den Fall mit entsprechender Discretion für unser Gemeindeblatt zu bearbeiten, der Professor rieth mir auch dazu; es ist ja doch ein schreiendes Beispiel. Aber Däusle will nicht. Er ist von einem merkwürdigen Zartgefühl für jene Verwandten, die ihn doch so schlecht behandelt haben. Es ist eine alte blinde Tante dabei, er sagt, es würde ihr Tod sein, wenn sie durch ihn vor der Welt beschimpft würde. Das ist diese süddeutsche Weichheit. Wir Norddeutschen

greifen energischer zu.“ Paul Langen war ein besonderer Liebhaber von solchen Verallgemeinerungen, und er verstand es in der That, das, was er als Berliner äußerlich für das besondere Erbtheil der Norddeutschen hielt, auch an sich selber herauszuarbeiten: feines, salonmäßiges Wesen in Kleidung und Auftreten. In diesem Punkte hatte er nun allerdings sehr über seinen neuen Freund zu klagen. „Er ist schrecklich salopp,“ meinte er; „wie diese Süddeutschen eben sind. Und dabei so naiv; er weiß gar nicht, daß es sich zum Beispiel schickt, die Aeußerungen eines besonders großen Appetits bei Tisch nach dem Verhältniß des Aufgetragenen und der Zahl der Tischgäste zu beschränken. Wir Vier essen zusammen zu Mittag, in einem Gasthofe, wo man nicht nachbestellen kann; und er hat sich uns angeschlossen. Es ist manchmal recht peinlich, wie er sich dabei benimmt. Aber das ist eben das Naturwüchsige. Wenn man ihm eine Andeutung macht, lacht er verlegen und sagt: ‚I bin halt a dummer Schwob.‘“

„Hm,“ sagte ich, „ein guter Appetit ist eine Gabe Gottes. Der Mann scheint ihn aber auch geistig zu

besitzen. Er studirt ja das Menschenmögliche durcheinander."

„Das hat seine Gründe," erklärte Paul Langen. „Däusle hat es sich zur Lebensaufgabe gestellt, später apologetisch zu wirken; er will ein großes Werk schreiben zur Vertheidigung der Religion und insbesondere natürlich unseres Bekenntnisses. Es ist so eine Art Gelübde von ihm. Missionar will er auch werden. Und da muß er sich natürlich vorher auch in der Wissenschaft überall umsehen. Er hört auch juristische Collegien."

„Schindend?" fragte ich.

„Es sind öffentliche, da darf Jeder hingehen," erwiderte Paul Langen etwas ärgerlich. „Er ist übrigens ein sehr fleißiger Mensch. Wenn er kein Colleg hat, sitzt er immer auf der Bibliothek."

Letzteres war richtig. Ich hatte selber im Verlaufe der nächsten Wochen öfters auf dem Lesezimmer der Bibliothek zu thun, und fast jedesmal sah ich auch Aloysius Däusle dort sitzen. Mit dem Gegenstande seines Leseeifers war es allerdings seltsam bestellt. Meist sah ich ihn in irgend einem Buche lesen, welches seinem Aussehen nach eher aus einer Leihbibliothek,

als aus der königlichen Universitätsbibliothek stammte, und hatte er den Schmöker einmal zu Hause gelassen, so blätterte er im Conversationslexicon. Schließlich konnte ich mich nicht enthalten, den alten, wegen seiner Aufrichtigkeiten berühmten Bibliotheksdiener einmal zu fragen, was denn der Herr mit dem rothen Bart hier eigentlich studire? Der warf einen gleichgültigen Blick auf Aloysius Däusle und sagte: „Der studirt gar nichts, er schindet blos königliche Bibliothekswärme. So haben wir schon in früheren Wintern einige gehabt, wenn die nicht im Colleg Wärme schindeten, dann thaten sie es hier und Abends in der Kneipe. Ich habe einen gekannt, der trank jeden Tag sechs Seidel, und auf seiner Bude hatte er gar keinen Ofen. Aber der da ist beinah eben so schlimm. Der wird hier wohl jeden Tag sitzen, bis die Veilchen blühen.“

Ich glaube wohl, daß der Alte mit dieser Voraussage Recht behalten hätte; aber als die Collegien nach den Weihnachtsferien wieder einsetzten, war Aloysius Däusle verschwunden. Sobald ich Paul Langen begegnete, erkundigte ich mich nach dem Rothbärtigen.

„Ah,“ sagte Paul Langen sehr verlegen, „erinnere mich nicht daran. Das ist eine ganz nichtswürdige Geschichte, ich wollte, wir wären erst damit im Reinen.“

„Hat er Dich etwa angepumpt?“ fragte ich.

„Das auch,“ erzählte Paul Langen. „Es war gerade, ehe ich in die Ferien reiste. Da kam er zu mir und erklärte, es komme ihm doch zu theuer, in dem Gasthof zu essen; er wolle sich fortan auf seiner Bude beköstigen, so frugal wie möglich, das werde auch eine gute Vorbereitung für seine Missions-Laufbahn sein. Na, ich muß gestehen, das freute mich, denn ein angenehmer Tischgast war er ja nicht. Und so borgte ich ihm in Gottes Namen das Geld, was er brauchte, um seine Rechnung für die letzten vierzehn Tage in dem Gasthofe zu bezahlen — wir bezahlen nämlich alle vierzehn Tage. Er klagte ganz erbärmlich, er bekomme erst zu Weihnachten Geld — für Privatstunden; und es widerstrebe seiner Seele, mit Schulden aus dem Gasthofe wegzugehen und dadurch gewissermaßen auf uns Andere ein böses Licht zu werfen. Nach Neujahr bekäme ich's wieder.“

„Natürlich,“ bemerkte ich.

„Jawohl natürlich," wiederholte Paul Langen ärgerlich. „Na, ich kann's ja verschmerzen, und es ärgert mich eigentlich mehr für die zwei Anderen. Denen hat er's nämlich gerade so gemacht. Nur mit dem vierten von uns, Curt Henning, gelang es ihm nicht. Du hättest 'mal die Gesichter sehen sollen, als wir merkten, daß er sich von uns Dreien das Geld zu demselben Zweck geborgt hatte. Den Wirth hat er aber doch nicht bezahlt."

„Natürlich," bemerkte ich.

„Du mit Deinem Natürlich," erwiderte Paul Langen. „Na, also den Wirth hat Curt Henning schließlich für ihn bezahlt, damit wir drei Anderen nicht den Schaden allein hätten, und das war ja soweit ganz nett von Curt."

„Sehr nett. Aber sag 'mal, wo steckt der Kerl denn?"

„Der ist natürlich fort, nach der Geschichte mit dem Professor. Was, das weißt Du nicht? Gott sei Dank, ich dachte, die ganze Studentenschaft wüßte es schon. Unser Professor — der hatte ihn ja an uns empfohlen — der hat heimlich für ihn das Abendessen bezahlt, bei einem Speisewirth in der Kleingasse,

immer nach Ablauf eines jeden Monats. Er hatte es aber auch dem Wirth und Däusle zur Pflicht gemacht, darüber zu schweigen. Das ist so seine gute, fromme Art. Kurz vor Weihnachten hat aber jener Wirth durch einen Zufall erfahren, daß der Däusle nach dem Abendessen von ihm noch in eine Wirthschaft in der Petersstraße ging, um noch einmal zu Abend zu essen."

„Beneidenswerther Appetit," sagte ich. „Und das zweite Abendessen hat er wohl auf Pump genommen?"

„Ja, das meinte der Speisewirth auch, und deshalb wandte er sich unter der Hand an seinen Collegen in der Petersstraße. Aber die Sache lag anders. Da ist hier der alte Canonicus von der Heek, Du hast wohl von ihm gehört?"

„Ja wohl. Es scheint so eine Art Gegenstück zu Eurem Professor zu sein."

„Ungefähr so. Nur womöglich noch weltfremder. Na, also der bezahlte schon seit zwei Monaten das zweite Abendessen für den Däusle. Der Kerl hatte sich ihm nämlich gleich zu Anfang des Semesters als hülfsbedürftiger katholischer Glaubensgenosse vorgestellt.

Es scheint, er hat ihm ziemlich dieselbe Geschichte erzählt wie dem Professor und uns, nur mit Umdrehung der Confessionen, und ich glaube, er hat ihm auch Geld abgeschwindelt. Als die Geschichte schließlich herauskam, hat er uns Drei noch schnell unter dem Siegel der Verschwiegenheit angepumpt und ist dann durchgebrannt."

„Natürlich," schloß ich. „Na, und nun werdet Ihr ihn doch verfolgen?"

„Ums Himmels willen nicht!" versetzte Paul Langen. „Das fehlte noch. Denk' doch blos an den Kummer, den es unserm guten Professor bereiten würde, wenn die Sache noch bekannter würde. Und dann überhaupt — es geht nicht, schon um der Gemeinde willen — mir persönlich wäre es auch unangenehm — wir hatten ja leider sogar Brüderschaft mit ihm getrunken — ich möchte Dich auch bitten, daß Du über die Geschichte vorerst völlig schweigst. Die Schulden, die der Kerl hier und da bei Handwerkern und Kaufleuten hinterlassen hat, will der Professor unter der Hand decken, weil er ihn ja doch überall empfohlen habe, und mich hat er damit beauftragt. Es ist keine angenehme Arbeit. Am meisten

Schwierigkeit habe ich mit dem alten Herrn Hermanns. Da könntest Du mir wohl helfen, Du bist ja mit der Familie befreundet."

Herr Hermanns war in der Bürgerschaft sehr angesehen wegen seiner Klugheit und seines rechtschaffenen Sinnes; ein Sohn von ihm studirte mit mir zusammen. Seine Forderung an Aloysius Däusle belief sich auf ein Paar Mark — dieser vielseitige Mann hatte in dem Laden des Herrn Hermanns nur zwei Gebetbücher verschiedener Confessionen gekauft, um bei seinen Antrittsbesuchen dem Professor und dem Canonicus je eines mit der Bitte um Einzeichnung eines Lebensspruches vorzulegen. Die einzige Schwierigkeit bestand darin, daß Herr Hermanns sich standhaft weigerte, den Betrag von dem Professor anzunehmen.

„Ich will das Geld als Deposit nehmen," sagte er, „und ich werde den Kerl auch nicht gerichtlich suchen lassen. Aber irgendwo läuft er mir wohl noch einmal über den Weg, und dann fasse ich ihn mir." Dabei blieb er, trotz aller unserer Gegenvorstellungen, und die quittirte Rechnung trug er seitdem stets bei sich.

Es vergingen aber einige Jahre, ohne daß die Voraussetzung des Herrn Hermanns sich erfüllen wollte. Der alte Professor war mittlerweile gestorben, ich war in eine andere Stadt verzogen, und Paul Langen seit Kurzem als Assessor in der Provinzial-Regierung thätig, als mir eines Tages zufällig in einer Redactions-Bibliothek eine vergilbte Flugschrift in die Hände fiel: „Die Nothwendigkeit einer Reform des höheren Schulwesens. Von Aloysius Däusle."

Mein Erstaunen war groß und wuchs noch, als ich beim Durchblättern mehrfach den Namen unserer Universität fand; der Verfasser sprach von seinen dort angestellten „Studien" und „Einblicken".

Ich schickte die Schrift mit einigen Zeilen an meinen Freund Hermanns, der mittlerweile an dem Gymnasium seiner Vaterstadt in Thätigkeit getreten war, und erhielt auch umgehend Antwort von ihm. „Der Kerl," so hieß es in dem Briefe, „ist seiner alten Gewohnheit des Schindens treu geblieben; denn was in der Schrift steht, ist, abgesehen von einigen Dutzend alberner Phrasen, wörtlich aus Büchern abgeschrieben, die jeder mit dieser Frage vertraute Schulmann kennt. Für meinen Vater aber ist das Wich-

tigste, daß der ehrenwerthe Herr nun für ihn erreichbar ist. Ich habe sofort bei dem Verleger der Schrift um Stellung und Adresse des Verfassers angefragt."

Aber Herr Hermanns hatte sich zu früh gefreut. Der Verleger jener Schrift — ein ganz achtbarer Buchhändler in einer ostdeutschen Staat — bedauerte in seiner Antwort an den jungen Gymnasiallehrer, daß ihm selber durchaus unbekannt sei, wo und wie sich Aloysius Däusle jetzt ernähre. „Sollten Sie, sehr verehrter Herr Doctor, etwa beabsichtigen, mit einem Beitrage zur Frage der Schulreform hervorzutreten, so bitte ich höflichst, keine Notiz von der Däusle'schen Schrift zu nehmen, da dies für meinen Verlag sehr peinlich wäre. Ich habe die Schrift seiner Zeit sogleich, nachdem sie mir — leider erst nach Versendung der Ansichts- und Recensions-Exemplare — von Kennern als Plagiat nachgewiesen worden, wieder eingezogen, und es thut mir aufrichtig leid, daß nun nach fast zwei Jahren noch ein Exemplar in Ihre Hände gerathen mußte. Der sogenannte Verfasser hielt sich seiner Zeit hier mehrere Monate als Redacteur auf; seiner Aussage nach war er in Ihrer Vaterstadt einige Zeit Privatdocent gewesen, bis er durch ein

Zerwürfniß mit einem dortigen Professor sich veranlaßt sah, die akademische Laufbahn zu verlassen. Wie viel hieran wahr ist, weiß ich nicht, jedenfalls bin ich nicht der einzige, den er hier am Ort beschwindelt hat, und ich gestehe, daß ich nach seinem Verschwinden zu meinen eigenen Unkosten auch noch die Deckung einiger Schulden für ihn übernommen habe, damit nicht durch etwaige gerichtliche Verhandlungen die Aufmerksamkeit aufs Neue auf die unglückselige ‚Schrift‘ gelenkt würde. Wo er sich jetzt herumtreibt, weiß ich nicht.“

„Wo er jetzt steckt, weiß ich auch nicht,“ bemerkte der Regierungs-Assessor Paul Langen, als ich ihm den von Hermanns an mich weitergesandten Brief gelegentlich eines Besuches bei ihm vorlas, „aber ich weiß wenigstens, wo der Kerl vor sechs Monaten war. Nämlich in dieser Stadt. Ich fülle gewissermaßen die durch sein Weggehen entstandene Lücke in der Bevölkerung aus, denn Morgens brannte er durch, und Mittags rückte ich in meine Stellung ein. Aber — als was er hier war, das ahnst Du nicht. Nämlich ein Paar Tage vor meinem officiellen Amtsantritt war ich hier zum Frühstück bei meinem jetzigen Chef

geladen, der ein alter Studienfreund meines Vaters ist und öfters gelegentlich seiner Besuche in meinem Heimathsort bei uns zu Tische war. Ich muß wohl etwas verwunderte Augen gemacht haben, als ich sah, welche Speisen der Herr Präsident diesmal bevorzugte, denn von früher her wußte ich, daß er Gänseleber oder Hummer einem Stück Weißbrot mit Honig entschieden vorzieht, und da sagte er etwas verlegen: ‚Ja, mein lieber junger Herr College, ich bin auf dem Wege, Vegetarianer zu werden. Es ist gesünder und auch sozusagen moralischer. Wir haben jetzt seit einigen Monaten einen vegetarianischen Wanderlehrer und Schriftsteller hier, den sollten Sie einmal anhören; der hat schon Viele bekehrt. Vielleicht sehen Sie ihn heute noch hier, er verkehrt viel bei mir.‘ — ‚Wie heißt er denn?‘ fragte ich etwas verstimmt. ‚Aloysius Däusle,‘ antwortete der Präsident und schälte sich einen Apfel, ‚es ist ein sehr interessanter Mann.‘ ‚Das ist er gewiß,‘ sagte ich, und nun legte ich los, denn, weißt Du, das war mir doch zu arg. Na, den Schreck hättest Du sehen sollen, wie ich dem Präsidenten die Geschichte von damals erzählte. ‚Wissen Sie auch gewiß, daß es derselbe ist?‘ fragte der alte Herr

schließlich und zeigte mir eine Photographie. ‚Ganz derselbe,‘ sagte ich, ‚wenn Sie ihn belangen wollen, kann ich ihn gerichtlich identificiren.‘ ‚Ums Himmels willen nicht,‘ sagte der Alte, ‚das wäre eine schöne Geschichte für mich. Ich habe ihn ja überall protegirt. Schweigen Sie nur, bitte, über sein Vorleben, ich werde schon sorgen, daß er geräuschlos verschwindet.‘ Na, das that er denn auch, aber ich fürchte, es hat ihn noch Geld obendrein gekostet. Aber das Gute hat die Geschichte doch gehabt, daß wir uns bei den Gesellschaften und Diners keinen Zwang aufzuerlegen brauchen, denn der Alte ist selber mit ganzer Seele zu Rehrücken und Lachs zurückgekehrt und erinnert sich seiner vegetarianischen Anwandlungen höchstens noch im Traum. Aber nun denke Dir diesen Däusle als Vegetarianer — mit seinem Appetit! Mich wundert, daß die Kartoffeln nicht nach seinem Abzug erheblich billiger geworden sind. Einen Verein für naturgemäße Lebensweise hat er übrigens hier gestiftet, der besteht noch; wenn Du willst, können wir ja heute Abend dort essen und in einem Glase Citronenwasser sein Wohl trinken.“

Ich verzichtete auf dieses Vergnügen.

Ungefähr sechs Monate darauf besuchte mich der alte Herr Hermanns auf der Durchreise. Er war in Berlin zu Besuch gewesen. „Und wissen Sie, wen ich dort getroffen habe? Unsern alten Freund Däusle.“

Ich sah ihn sprachlos an.

„Ja,“ sagte der alte Herr, „und habe auch mein Geld von ihm eingezogen. Die Sache machte sich ganz einfach. Gelegentlich eines Besuches bei einem früheren Gehülfen von mir sah ich den Namen meines Schuldners auf einer Zimmerthür. Ich klopfte an und trat ein. Er lag noch im Bette und rieb sich eben die Augen. ‚Guten Morgen, Herr Däusle,‘ sagte ich, ‚ich bin Hermanns und möchte Sie um die Bezahlung Ihrer kleinen Rechnung ersuchen. Und halte ihm die quittirte Rechnung hin; denn die führte ich ja immer bei mir. Da sieht er mich ganz dumm an und sagt: ‚Ach, bitte, dann nehmen Sie sich den Betrag aus meinem Portemonnaie, es liegt auf dem Nachttisch. Uebrigens um die zwei Mark sechszig brauchten Sie auch nicht nach Berlin zu kommen!‘ ‚Oh, bitte, ich bin immer entgegenkommend gegen werthe Kunden,‘ antwortete ich, nahm mir

die zwei Mark sechszig und empfahl mich, denn was habe ich weiter mit dem Kerl zu thun? Wir sind jetzt völlig quitt. Aber seine Visitenkarte habe ich Ihnen doch abgeschrieben, sie wird Ihnen etwas Neues sagen — hier ist sie:

Aloysius d'Aeusle,
Herausgeber der „Sylvana", Central-Organ für Jagd, Sport und Hundezucht.

„So," sagte ich, „also hat er sich geadelt?!"

„Ja," sagte Herr Hermanns, „und dabei ist er auf den Hund gekommen." —

Leider ist es mir niemals gelungen, ein Exemplar der „Sylvana" aufzutreiben. Vielleicht existirte das „Central-Organ" nur auf der Visitenkarte seines Herausgebers, oder es mußte andern, weiter greifenden literarischen Unternehmungen Platz machen.

Ungefähr ein Jahr später traf ich auf einem Rheindampfer mit jenem Curt Henning zusammen, der seiner Zeit die Wirthshausschuld so edelmüthig auf sich genommen. Ich freute mich sehr darüber, denn ich hatte den gemüthlichen Sachsen immer gern gehabt, und zudem waren wir sozusagen Collegen, als Schriftsteller: er hatte nämlich nach seiner Studienzeit große Reisen gemacht, bis nach dem Capland

und Ostafrika, und darüber einige sehr gediegene Schilderungen verfaßt. Zur Zeit war er Syndicus der Handelskammer in einer großen norddeutschen Seestadt. Nun, wir plauderten viel von alten Zeiten, und da erinnerte ich ihn auch scherzweise an sein Erlebniß mit Aloysius Däusle.

„Ach, hören Sie,“ sagte er, „dem Kerl bin ich gerade neulich wieder auf die Spur gekommen. Sie wissen ja, ich stamme aus einer kleinen sächsischen Stadt und besuche noch ab und zu meine Verwandten dort. Wie ich nun dieses Frühjahr wieder 'mal hinkomme, sagt mir meine Schwägerin: ‚Du, sieh doch 'mal das Reise-Feuilleton da in unserm General-Anzeiger, ist denn wohl Alles wahr, was darin steht?' ‚Nein,‘ sagte ich, ‚es ist nicht wahr, aber es ist scheußlich. Da muß ich doch 'mal mit dem Verleger reden.‘ Wissen Sie, ich kenne den Mann, er ist eine Seele von Mann und nebenbei mit seinem Blättchen in unserer Gegend die einzige Preßstütze der Partei, der ich auch angehöre. ‚Sagen Sie 'mal, mein Gutester,‘ sagte ich zu ihm, ‚was haben Sie denn da für einen merkwürdigen Mitarbeiter in Südafrika?‘ ‚Ja, nicht wahr, die Artikel sind recht

gut?' meinte er. ‚Den Teufel sind sie,' sagte ich, ‚das einzige Wahre, was in dem Wust von Ausrufen und Phrasen steht, ist aus meinen und einiger anderer Leute Büchern gestohlen. Ich werde den Kerl belangen.' Na, da fiel ihm das Herz in die Hosen, und er erschöpfte sich ordentlich in Auskünften. Die Artikel stammten aus einer neuen Berliner Zeitungs-Correspondenz, sie seien sehr billig, dreißig Artikel für fünfundzwanzig Mark im Abonnement, dazu noch gratis die Erlaubniß, darüber zu setzen: „Von unserem Original-Mitarbeiter." Daß die einzelnen Artikel von verschiedenen südafrikanischen Orten datirt seien, entspreche der „Usance", geschrieben, hectographirt und versandt würden sie natürlich in Berlin. Uebrigens sei der Verfasser laut seiner eigenen Aussage wirklich lange in Südafrika gereist, er sei ja auch kein Deutscher, vielmehr ein geborener Capländer, ein Mr. Alonso Doisley. Wie er den Namen aussprach, ging mir ein Licht auf. ‚Lassen Sie mich doch einmal die Handschrift dieses Capländers sehen,' bat ich — und richtig, es war die alte, unvergeßliche, krittlig-pedantische Klaue unseres Aloysius Däusle. — Na, was sagen Sie dazu?"

„Oh," sagte ich, „das wundert mich kaum mehr. Warum soll der Kerl nicht auch einmal Kaffer werden? Aber haben Sie ihn denn nun gefaßt?"

„Na, hören Sie, es ging doch nicht," erwiderte Curt Henning etwas verlegen. „Wissen Sie, schon der Partei wegen. Und dann that mir auch der Verleger leid. ‚Was will man machen,' jammerte er, ‚das Publicum ist nun einmal so, sie wollen für eine halbe Mark Abonnement Alles haben, wie in den großen Zeitungen. Da ist so eine Correspondenz ein wahrer Segen, und sie wird auch darnach aufgenommen. Glauben Sie mir, der Mann hat für die Serie von Artikeln mindestens sechszig kleine Blätter zu Abonnenten; und wenn auch nicht Alles wahr ist, was er schreibt, das Publicum ist damit zufrieden. Sehen Sie nur, die Stelle zum Beispiel, wo er da im heutigen Feuilleton in der Wüste Karoo die Sonne über Madagascar aufgehen sieht und dabei an seine Lieben im fernen Deutschland denkt, die rührt jedes Frauenherz.' ‚Jawohl,' sagte ich, ‚die Wüste Karoo und den Sonnenaufgang über Madagascar, das hat er aus Freiligrath's Löwenritt gestohlen, es ist aber eine geographische Unmöglichkeit.' ‚Ach,' meinte er,

‚das merkt in Deutschland kein Mensch, wenn nur Rührung drin ist.‘ Na, schließlich ergab ich mich und bedang mir nur die weiteren Artikel aus, damit ich ihm vor dem Druck wenigstens den ärgsten Blödsinn herausstrich. Ein schauderhaftes Zeug war's. Theils Unsinn, theils geschunden. Sehen Sie, das hat der Kerl doch in der Uebung behalten, das Schinden."

„Mehr, als Sie glauben," erwiderte ich und erzählte Herrn Henning, was ich von den früheren Lebensstationen seines Capländers wußte. Mein Zuhörer war außer sich vor Staunen.

„Aber hören Sie," bemerkte er schließlich, „dieser Däusle ist ja das reine Proteusle." Dazu lachte er, und er durfte das, denn mit Hülfe seiner heimischen Aussprache hatte er wirklich ein ganz erschütterndes Wortspiel zusammengebracht. „Aber wissen Sie was? Der Kerl darf uns nun nicht verloren gehen; der muß studirt werden. Heute Abend schreiben wir an Paul Langen, an Doctor Hermanns und so weiter und stiften eine correspondirende Gesellschaft zum Austausch von Entdeckungen über Däusle."

„Das wollen wir," sagte ich, „und darauf wollen wir einmal eine Flasche trinken."

Der wunderliche Einfall wurde sogleich ausgeführt und auch ein Paar Jahre, freilich mit immer geringerer Frische, festgehalten. Es ist erstaunlich, welch vielseitige Thätigkeit Aloysius Däusle während dieser Zeit vor unseren forschenden Augen entfaltete, zumal wenn man bedenkt, daß uns doch gewiß Manches von seinen Unternehmungen verborgen blieb. So verdankte ich nur einem Zufall die verspätete Entdeckung, daß ein Bändchen „Liebeslieder eines Wahnsinnigen" von A. de Usla, welches Dank einer vorübergehenden Beschlagnahme auch in der besseren Gesellschaft Aufsehen erregte, von unserem Däusle stammte; er hatte nur die Buchstaben seines Namens anders gruppirt, vielleicht um den Wahnsinn des Verfassers anzudeuten. Auf harmloseren Pfaden begegnete uns seine Phantasie in drei weiteren Serien der Reisebilder von Alonso Doisley, die Curt Henning in einer größeren Anzahl von Localblättern aufwies; diese „Original-berichte unseres Special-Correspondenten" waren überschrieben: „Im Lande der Mitternachtsonne", „Was ich in Chicago sah", und „Unter den Fittichen des Micado" und bewiesen wiederum die große Schindekunst des Verfassers in erstaunlichem Maße; einige

Beobachtungen mochten aber doch von ihm selber stammen, so — bei Schilderung einer Walfischjagd am Nordcap — die Bemerkung: „Der Walfisch kann nicht so lange unter Wasser bleiben, wie andere Fische, da bekanntlich seine Kiemen nur schwach entwickelt sind.“ Ein ander Mal tauchte Aloysius Däusle am Rhein auf, wo er Wandervorträge wider den Alcoholismus hielt, und verschwand wieder, um kurz darauf laut Zeitungsberichten als Chevalier d'Aeuslé in mehreren Städten Ungarns spiritistische Sitzungen zu leiten.

Zuweilen schien es, als ob er nun doch mit dem Rockschoß zwischen die Thür des Gesetzes geklemmt sei: Paul Langen fand seinen Namen einmal in den Acten eines Berliner Bauschwindels wieder, und auch bei einer bösartigen Erbschleicherei-Geschichte im Osten des Reiches schien er als angeblicher Spiritist eine nicht mehr zweideutige Rolle gespielt zu haben, aber er kam immer wieder mit heiler Haut davon, vermuthlich, weil Denen, die entscheidend gegen ihn zeugen konnten, Eigenliebe oder Rücksicht auf Andere den Mund schlossen. Im Ganzen kam es uns sogar vor, als ob der Mann bei seinen Kreuz- und Querzügen

materiell und selbst moralisch an Ansehen gewinne; sein Name wurde in Schriftsteller-Kalender aufgenommen, und verschiedene Male begegnete er uns unter Aufrufen und dergleichen, wozu man Seitens der leitenden Kreise nur solche Leute zuläßt, denen man eine gewisse Vermögensstellung und die entsprechenden staatserhaltenden Gesinnungen zutraut.

Das letzte Lebenszeichen von ihm, worüber ich meinen Mitforschern berichtete, war eine „Sammlung von patriotischen Dichtungen und Festspielen für gesellige Kreise“. In der beigedruckten Empfehlung wurde Seitens des Verlegers mit Nachdruck betont, daß „dieses Werk eines vielseitig berühmten und gesinnungstüchtigen Autors“ sich der „Protection einflußreicher Persönlichkeiten“ erfreue.

Nach und nach schlief unsere „Däusle-Gesellschaft“ ein. Der alte Herr Hermanns hatte sich an ihr als „Forscher“ überhaupt nicht betheiligt, war aber durch seinen Sohn von ihren Ergebnissen stets unterrichtet worden.

Im Herbste vorvorigen Jahres vereinigte das Jubiläum unserer Universität viele Hunderte der ehemaligen Commilitonen mit den „Activen“ und den Vertretern

der Bürgerschaft bei einem großen Feste. Ich saß mit meinem Freunde Hermanns und seinem Vater zusammen, als wir zu unserer Freude Paul Langen und Curt Henning vorbeistreifen sahen. Man rief sich an, begrüßte sich und rückte zusammen.

„Ach," sagte der alte Herr Hermanns plötzlich und holte ein roth und schwarz bedrucktes Papier aus der Tasche, „da hätten wir ja die ganze Däusle-Gesellschaft noch einmal bei einander; nun will ich doch auch meinen Beitrag nachliefern, er ist ganz frisch, erst heute Morgen mit der Post gekommen." Und sogleich begann er mit einem wundervollen komischen Pathos vorzulesen.

Das Schriftstück war eines solchen Vortrags wohl würdig. Es war ein Aufruf zur Betheiligung an einem Verein „Gegen die Corruption", und zwar auf allen Gebieten — die Aufzählung aller dieser Gebiete, auf denen dem Aufrufe zufolge „die Corruption Orgien feiert", umfaßte die ganze erste Seite und bot ein schrecklich trostloses Bild der dermaligen Zustände im deutschen Volke. Aber auf der zweiten Seite setzte, abwechselnd mit Schalmeien und Posaunen, das Rettungsmotiv ein: „Unser Verein will Wandel

schaffen, er will mit den Klagen der Gutgesinnten zugleich die Gutgesinnten selber um sein Banner schaaren, welches den Wahlspruch trägt: Hie biederes Deutschland allewege!“ Außer diesem Wahlspruch hatte der Verein noch einen jährlichen Beitrag von zwölf Mark pränumerando auf sein Banner geschrieben, wofür die Mitglieder „das Recht der Theilnahme und Stimmabgabe bei allen Versammlungen des Vereins, sowie die kostenlose Zusendung des monatlich erscheinenden Vereins-Organs „Der Biedermann“ zugesichert erhalten.“ Dieses Organ sollte geeignete Beiträge von Mitgliedern kostenlos veröffentlichen. „Auch lyrische Dichtungen sind nicht ausgeschlossen, vorausgesetzt, daß sie dem streng sittenreinen Ton des „Biedermanns“ entsprechen.“ Mitglieder, die den fünffachen Jahresbeitrag im Voraus an den Leiter des Blattes einsandten, erhielten den Titel „Ehrenkämpfer“ und ein entsprechendes Diplom. Zum Schlusse hieß es: „Es gilt, das sittliche Feingefühl unseres unvergleichlichen deutschen Volkes wieder aufzuschrauben. Es gilt, der Hydra der Corruption die Köpfe abzutreten. Unser Verein wird dieser Aufgabe um so eher gerecht werden, da es uns gelungen

ist, für die Leitung unseres Vereins-Organs einen Mann zu gewinnen, der als echt deutscher Schriftsteller einen wohlbegründeten Ruf besitzt und sich durch langjährige wissenschaftliche und practische Studien zur Bekämpfung der Corruption vorgebildet hat. Dieser Mann ist Aloysius Däusle, Ritter des Melusinen-Ordens und Ehrenmitglied mehrerer socialpolitischen Gesellschaften im In- und Auslande — —"

Die noch folgenden Redensarten gingen leider unter unserem Gelächter verloren.

„Das ist doch das Höchste!" rief Paul Langen. „Wenn das keine Corruption ist!"

„Natürlich hat er selber das Ganze ausgeheckt!" sagte mein Freund Hermanns.

„Natürlich," versetzte Curt Henning. „Ich kenne ja seinen Styl. Das aufzuschraubende sittliche Feingefühl und die Köpfe der Hydra, die man abtreten muß — das ist der ganze Aloysius Däusle. Man sieht ordentlich seinen Walfisch mit den Kiemen zappeln. Ein Paar Gimpel hat er natürlich gefunden, die als erste Ehrenkämpfer auf den Leim gekrochen sind und das Ding unterzeichnet haben. Die findet so ein Kerl immer."

„Jawohl, die findet er immer," bemerkte der alte Herr Hermanns mit seinem stillen Lächeln. „Und deswegen ist dies vielleicht die dauerhafteste Speculation, die er bisher gemacht hat. Denn es giebt eine Menge Däusles in der Welt, und auf jeden von ihnen kommt doch eine Anzahl von Leuten, die aus Eigenliebe, falscher Scham oder aus Rücksicht auf Andere ihren Schwindler lieber straflos lassen, als daß sie ihren Hereinfall eingestehen. Und gerade diese gutmüthigen Leute gerathen dann am ersten in den Irrthum, die ganze Welt für corrupt zu halten, aus lauter Aerger darüber, daß sie selber einmal einem Schwindler getraut haben; und aus ihnen recrutirt sich dann das Publicum, welches blindlings jedem Kerl zuklatscht, der über die verderbten Zeiten klagt, vorausgesetzt, daß es nicht zufällig der Däusle ist, durch den sie selber hereingefallen sind. Das Bewußtsein, erst allzu vertrauensvoll und dann zu rücksichtnehmerisch gewesen zu sein, erzeugt Unzufriedenheit mit sich selbst, diese setzt sich in Unzufriedenheit mit der Welt um, und diese wieder in thörichtes Vertrauen zu Jedem, der Mißtrauen gegen die corrupte Welt predigt."

Wir Jüngeren schwiegen und sahen wohl etwas

betreten vor uns hin. Der alte Herr faßte sein Glas und fuhr in einem etwas minder ernsten Ton fort: „Ich bin nun schon siebzig Jahre alt und kann nicht sagen, daß die Welt schlechter geworden wäre. Nur vielleicht etwas zu gutmüthig ist sie geworden, von jener Gutmüthigkeit, welche die Raupen am Kohl weiter fressen läßt, um nur nicht so häßliche Thiere mit der Hand anfassen zu müssen. Und durch diese Gutmüthigkeit, die eigentlich nur sozusagen ein überspanntes Zartgefühl ist, können dann die Däusles vorübergehend zunehmen und lästig werden; denn vorhanden waren sie immer. Aber deshalb unser Volk und die ganze Gegenwart corrupt zu schelten, den Gefallen wollen wir doch nicht einmal unserem Däusle thun. Mit dem moralischen Schwindel ist es wie mit dem leiblichen — wer geistig Diät hält, der kommt drüber weg. Kommt, laßt uns trotz dem Wisch da — anstoßen auf das Gute und Echte in der Welt, das doch obenauf bleibt!" —

Mit diesen Worten des alten Herrn war denn gewissermaßen das Siegel auf unsere Acten Däusle contra Wahrheit gedrückt. Wir sprachen an jenem Abend und auch später nicht mehr von dem sonder-

baren Kerl, und ich habe auch von seinem Verein gegen die Corruption nichts mehr gehört. Vielleicht hat der Begründer es vorgezogen, mit den eingegangenen Vorausbezahlungen gleich zu verschwinden, anstatt die Mitglieder weiter an der Nase herumzuführen. Die Zurückzahlung der Beiträge werden dann wohl die Unterzeichner jenes Aufrufs im Stillen auf ihre Kasse übernommen haben — in einer Anwandlung jener Art von „Gutmüthigkeit", auf die der alte Herr Hermanns das Gedeihen der Däusles zurückführte.

In der Frühlingssonne.

Und es war wieder einmal Frühling geworden," — ganz wie es in den Büchern steht. Kalender, See- und Sternwarten hatten das Ereigniß im ausreichendsten Maße erklärt und vorausgesagt, und wenn irgend ein neugieriger Zauberer die ehemaligen Inhaber der ältesten vorhistorischen Grabfunde im Universitäts-Museum plötzlich wieder zu Erdenbürgern gemacht und mitten auf die große Wiese im Stadtpark gesetzt hätte, — sie hätten nur aussagen können daß all' das Grünen, Blühen, Singen und Summen auch schon zu ihren Lebzeiten um diese Jahreszeit üblich gewesen sei. Aber dem Professor Dr. Albert Achtelmann brachte dieser Frühling doch etwas ganz Ueberraschendes.

Doctor Albert Achtelmann war im verflossenen

Herbste dreißig Jahre alt geworden, aber auch ordentlicher Professor, und er hielt auf diese Errungenschaft weit mehr als auf jene. Denn dreißig Jahre alt kann schließlich Jeder werden, dem der Herrgott dazu Zeit läßt, aber um in diesem Alter schon ordentlicher Professor zu werden, dazu braucht es mehr, vor Allem Beharrlichkeit und Arbeit, viel Arbeit. Da hat man nicht immer Zeit, um festzustellen, was es draußen für Wetter ist, ob es bald Frühling wird und dergleichen. Nur sehr selten hatte Albert Achtelmann seit zwölf Jahren und darüber an solche Dinge gedacht. Während dieser Zeit war er seine Lebensbahn gelaufen, mit der zielbewußten Kraft einer gutgebauten Locomotive, bis er die ganze Strecke hinter sich hatte und in die Hauptstation einer Professur einlief; noch dazu einer geschichtlich berühmten Professur, denn vor ihm hatte sie ein bedeutender Gelehrter innegehabt. Fleißig und mit großer Ehrlichkeit war Albert Achtelmann in der neuen Würde bemüht, allen von seinem genialen Vorgänger bei Seite geworfenen wissenschaftlichen Schutt zu sammeln, zu sortiren und zu etiquettiren. Er besaß nicht umsonst so riesige Stoffkenntnisse. Er kannte auch Alles, was die Schriften

und Inschriften der alten Römer über den Frühling enthielten; in der Gegenwart aber war ihm diese Jahreszeit hauptsächlich um deswillen werth, weil sie in den Osterferien Gelegenheit zu ersprießlichen gelehrten Arbeiten bot. Erst als er das Manuscript seiner statistischen Untersuchung „Ueber die Wortstellung in den Liebesgedichten des Ovid" druckreif abgeschlossen, griff er zu Hut und Handschuhen und schickte sich an, auch einmal einen Spaziergang durch den Stadtpark zu machen.

Seit sieben Wochen hatte er sich diese Ausschweifung nicht mehr erlaubt. Inzwischen war Vieles anders geworden. Wie er so unter den blühenden Bäumen hinwandelte, zwischen den anderen geputzten Menschen, kam es über ihn wie ein Rausch, und er vergaß fast über sein Buch nachzudenken. Der Frühling hatte selber seine Freude über den Zauber, den er sogar auf diesen strengen Denker ausübte; er sandte den Wind, daß er ihm eine Handvoll Kirschblüthen übers Haupt streue und das Werk vollende. Der Wind aber mochte wohl schon wissen, daß bei diesem Menschenkind mit Blüthen und Blättern der Bäume nicht viel auszurichten sei, und darum wehte er ihm nichts der-

gleichen zu, sondern ein bedrucktes Blättchen Papier. Das wirbelte er geschickt vor die Füße des Professors, der sein geringfügiges Körpergewicht eben auf eine Bank in den Anlagen niedergelassen hatte, ziemlich müde und sozusagen ein wenig ängstlich über seine ihm selbst ungewohnte Frühlingsstimmung. Als der bücherliebende Mann das bedruckte Blättchen sah, griff er hastig danach. Es war ein Fetzen aus irgend einem Lieder- oder Lesebuch, und darauf standen Verse:

„Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang,
Nun muß sich Alles, Alles wenden!

Die Welt wird schöner ....“

Hier riß das Blatt ab. Albert Achtelmann hätte das Fehlende unschwer ergänzen können; denn er kannte das Lied auswendig, er wußte, daß es von Uhland war, kannte das Datum von Uhland's Geburts- und Todestag und hatte sogar gerade dieses Lied erst vor einigen Jahren wissenschaftlich behandelt, allerdings nicht eben zum Ruhme des Dichters: Pro-

fessor Achtelmann hatte nämlich in einem Aufsatze „Antikes Strandgut bei modernen Dichtern“ nachgewiesen, daß Uhland die Erwähnung der im Frühling wehenden „linden Lüfte“ jedenfalls aus einem Gedichte des Horaz übernommen habe. Aber jetzt, in seiner wunderlichen Frühlingsstimmung, berührten ihn die Verse doch ganz seltsam. Wie im Traume stieg vor seinen halbgeschlossenen Augen die Zeit auf, wo er dies Lied zuerst zu verstehen glaubte ... Der Herr Professor dachte an seine Secundanerzeit und an seine erste Liebe.

Denn auch Albert Achtelmann hatte einmal eine erste Liebe gehabt. Sie hieß Gretchen Forsbach und war, wie die meisten ersten Lieben, einige Jahre älter, als ihr Verehrer. Ihre Mutter hatte in einer abgelegenen Straße einen ganz kleinen Kramladen, wo sie mit Gretchen's Beihülfe Käse, schwarze Seife, Schiefertafeln, Lakritzstangen, Schnupftabak und andere Culturbedürfnisse verkaufte; und etliche Häuser daneben wohnte Albert Achtelmann mit seiner alten Tante und seinem Vater, einem pensionirten Rechnungsrath, der den Sohn eines Tages um vier Loth Lahrer Rapé in das Handlungshaus Forsbach entsandte. Als

Albert dort in dem zauberischen Helldunkel der einzigen Steinöllampe das junge Mädchen mit den schönen blauen Augen und dem fragenden Lächeln um die rothen Lippen erblickte, da löste diese Erscheinung alle durch keimendes Schnurrbartsalter, Gespräche der Mitschüler und heimliche Lesung überschlagener Stellen im Ovid bei ihm angesammelten dunklen Gefühle aus, und es dauerte an jenem Abend sehr lange, bis er einschlief, um von Gretchen Forsbach zu träumen. In der nächsten Zeit träumte er noch sehr viel von ihr, auch verschlang er jetzt Alles, was ihm von deutschen Gedichten zugänglich war; in allen diesen Gedichten verlieh er den von den Dichtern angesungenen Schönen stets die Züge seiner holden Nachbarin, und als ihm die zahme Phantasie der Dichter nicht mehr Genüge that, fing er sogar selber an und dichtete mit einem solchen Eifer, daß der zweifelhafte Reim „Städtchen — Mädchen — Gretchen" in ein bis zwei Wochen bei ihm die hundertste Aufführung erlebte. In diesen Versen betrug sich seine junge Leidenschaft sehr verwegen, in Wirklichkeit aber blieb sie so platonisch, wie es nur der ersten Liebe möglich ist. Mit Aufopferung seines bescheidenen Taschengeldes wußte er

sich alle Paar Tage den Anblick der Geliebten zu verschaffen, indem er um einen winzigen Betrag Schnupftabak bei ihr einhandelte, den er hernach wegwarf; aber die Unterhaltung beschränkte sich dabei regelmäßig auf die rein geschäftlichen Verhandlungen, und das Kühnste, wozu Albert gelangte, war, daß er einmal der Schönen beim Einräumen einiger Packen Stockfische behülflich war und hierbei zufällig — absichtlich hätte er es gewiß nicht gewagt — mit seiner Hand ihren unter dem aufgestreiften Aermel rund und kräftig hervorschwellenden Arm berührte. Einige Wochen darauf verschwand Gretchen Forsbach mit ihrer Mutter und dem ganzen Kramladen aus der Straße, — das Geschäft war trotz der regelmäßigen Schnupftabaksausfuhr Albert's doch wohl zu schlecht gegangen. Darauf hatte er noch eine kurze heftige Krisis mit Weltschmerzanfällen und entsprechenden poetischen Einfällen durchzumachen. Mittlerweile aber war das Schuljahr zu Ende, und er kam zu einem neuen Ordinarius, einem eingefleischten Classicisten, welcher der Ueberzeugung lebte, daß jeder besonders begabte Mensch von Gottes und Rechts wegen zum Philologen bestimmt sei; er machte auch auf Albert

Achtelmann seinen Einfluß in diesem Sinne mit allem Eifer geltend, wie einer, der sich dem Teufel verschrieben hat und seine Seele nur durch Ablieferung einiger anderen loskaufen kann. Von da an lenkte Albert Achtelmann's Geist in den geraden und soliden Schienenweg ein, der ihn endlich in den Bahnhof der gesicherten akademischen Lebensstellung führte. Schon während der letzten Zwischenstrecken hatte sich ihm verschiedene Male die Aussicht auf empfehlenswerthen und standesgemäßen ehelichen Anschluß eröffnet, und er verschmähte es nicht, bereits die Vortheile der verschiedenen zur Wahl stehenden Familienverbindungen prüfenden Sinnes durchzunehmen. An die verschollene Jugendliebe dachte er nur selten, neben der correcten und männlich reifen Prosa seiner jetzigen Lebensauffassung nahm sich ihre zwecklose Poesie ja auch sehr dürftig aus. Wenn er aber einmal daran dachte, so nahm das harmlose Verhältniß seltsamer Weise ganz die Formen eines Romans an, von dem es in Wahrheit kaum einen Zug hatte; und in dieser Form, discret vorgetragen, bewährte es sich sogar gelegentlich als dankbares Mittel, um die Person des ernstblickenden jungen Gelehrten

schwärmerisch veranlagten Damen interessanter zu machen.

In dieser Darstellung erschien er selbst, Albert Achtelmann, als ein einsamer, von seiner Umgebung nicht verstandener Jüngling, während Gretchen die „einzige Tochter eines Kaufmannshauses" war und natürlich von ihrer nur nach Gewinn und Verlust fragenden Verwandtschaft ebenfalls nicht verstanden wurde. In der Fülle ihres Nichtverstandenseins hatten sie „sich gefunden" und einen „kurzen, seligen Liebesfrühling" verlebt. Dann war „die rauhe Hand des Schicksals" gekommen und hatte die Liebenden „auf ewig" getrennt, und nur gelegentlich und spät hatte Albert Achtelmann vernommen, daß „eine junge Dame, der er einst nahe gestanden, einige Jahre darauf an Schwermuth gestorben sei." Dieser Satz, entsprechend vorgetragen, bildete die Pointe seines Romans und wirkte erschütternd auf jede empfindsame Zuhörerin. Zuletzt glaubte er selber beinahe an die Geschichte. Verse hatte er aber nicht wieder darauf gemacht. Nicht mehr — bis heute. In der vertrackten traumseligen Stimmung dieses Frühlingsnachmittags fing das lange versandete Brünnlein der Jugend-

poesie auf einmal wieder an zu quellen und einen ganz dünnen Strahl aufrieseln zu lassen. Auf dem Wege durch die classisch gebildete Seele des ordentlichen Professors nahm das Wässerlein aber natürlich eine andere Farbe an, als in der es einstmals durch die von Uhland, Heine, Lenau geborgten Röhren geschossen kam. Jetzt rann es gemessen historisch und mythologisch schillernd in antikem Versmaß daher:

„O komm', erscheine, Muse der Jugendzeit,
Ob Du noch lebst, ambrosischen Odems froh,
Ob Dich der Schmerz um mich getrieben
Ueber den Styx, in des Charon Gondel.

Als unter Rosen noch mich Dein Arm umschlang,
Dein Haar mir wallte, duftender Salben voll,
Da hätt' ich mit dem Perserfürsten,
Nimmer getauscht mit dem König Midas.

O komm — — — — — — — — — — —"

„Guten Tag, Herr Professor!" sagte auf einmal eine Frauenstimme dicht neben Albert Achtelmann. Ueberrascht klappte er sein Notizbuch zu und blickte auf. Nun merkte er erst, daß sich während seiner poetischen Handarbeit eine Frau mit einem Kinderwagen der Bank genähert und neben ihm Platz genommen hatte. Es war eine stattliche Gestalt in

einfachem dunklen Kleide, mit dicken blonden Haarflechten und großen Blauaugen, die sich freundlich lächelnd auf den Professor richteten. „Sie kennen mich gewiß nicht wieder," fuhr sie mit munterer Stimme fort. „Es ist ja auch schon an die vierzehn Jahre her, daß wir eine Zeitlang Nachbarn waren. Ich bin die Grete Forsbach, wissen Sie noch? Aus der Kleinmühlengasse. Aber das werden Sie wohl vergessen haben, so gelehrte Herren haben an wichtigere Sachen zu denken."

Albert Achtelmann strich sich ein paar Mal mit der hageren Hand über die Stirnwölbung. „Was — Sie wären —?" stotterte er endlich ganz unprofessorisch verwirrt.

Die Frau nickte lachend. „Ja, — also haben Sie mich doch noch nicht ganz vergessen! Ich habe Sie gleich wiedererkannt, als ich Sie neulich zuerst an unserem Laden vorübergehen sah, — ich bin nämlich jetzt schon seit Jahr und Tag verheirathet, mein Mann ist der Bäckermeister Müller, Ecke Breite- und Victoriastraße. Und das hier ist unser Stammhalter. Gelt, Jung'?" Liebkosend strich sie mit der Hand über die weißen Kissen, unter denen ein winziges

Menschenkind hervorlugte. „Wie gesagt, ich hab' Sie gleich wiedererkannt, Sie sind sich ja sozusagen ganz gleich geblieben, Herr Professor! Natürlich das dunkle Bärtchen und die hohe Stirn hatten Sie ja damals noch nicht, — aber der Gang und das Nachdenkliche, und dann wie Sie unterwegs so 'mal ab und zu das Buch aufklappten und dabei beinahe unter den Wagen kamen, — Alles wie damals. Ich weiß noch, wie ich oft zu der Mutter selig gesagt habe: ‚Der Sohn von dem Herrn Rechnungsrath nebenan, das ist 'mal ein Gelehrter, ganz schon wie ein Alter, und dabei so bescheiden, man sieht, der hat nur Sinn für die Bücher.' — Ja, die Mutter, Gott hab' sie selig, die ist nun auch schon lange todt. Aber sagen Sie 'mal, Herr Professor, gelt, das Schnupfen, das haben Sie doch später wieder drangegeben? Ich weiß noch, wie oft die Mutter selig sagte, wenn Sie sich wieder für fünf Pfennig Tabak geholt hatten: ‚Wenn er sich das nur nicht von seinem Vater angewöhnt hat; es ist doch nichts für so einen Jungen, und dann verdirbt es doch auch die Wäsche.' — ‚Ach,' sagt' ich ihr dann immer, ‚laß es nur gut sein, das ist so eine Spielerei, die Jungens in dem Alter, die wollen eben nur Alles

den Erwachsenen nachmachen, vielleicht haben sie auch in der Schule einen Schabernack vor, obzwar der Rechnungsraths-Albert mir nicht danach aussieht, als ob er 'mal einen dummen Streich machen könnt'. Sehen Sie, Herr Professor, ich hab' Sie immer in Schutz genommen. Und nun sind Sie ja wohl wirklicher Professor geworden, nicht wahr? Da sieht man, was ein Haken werden will, das krümmt sich bei Zeiten."

„Ja—a—a," antwortete der Professor. Er kam sich ganz merkwürdig leer vor in diesem Augenblick. „Also das ist Ihr Sohn?" fuhr er nach einer Weile fort, um doch etwas zu sagen.

Die Mutter nickte strahlend. „Ja," sagte sie „voriges Jahr im März haben wir geheirathet, — eher ging es nicht, denn wissen Sie, als Gesell' wollte mein Mann mich doch nicht heimführen, und um eine eigene Bäckerei anzufangen, dazu braucht's Geld. Da haben wir eben sparen müssen, — ich hatte gottlob einen guten Dienst, bei einer alten Dame —, freilich ausstehen muß man ja immer Manches. Sie haben sich gewiß auch gewundert, wie alt und garstig ich geworden bin." Dabei sah sie ihn ein ganz klein wenig coquett an, und wenn der Professor Achtelmann nicht ganz

von allen guten Geistern verlassen war, so mußte er diesen Blick berechtigt finden; denn wie ein junges, glattes Mädchenantlitz sah das Gesicht vor ihm freilich nicht aus, die Arbeit hatte allerlei Spuren darauf gezeichnet und die Sorge vielleicht auch einige, aber noch viel mehr Liebenswerthes und Anmuthiges sprach daraus, Frische und Munterkeit, Gottvertrauen und Menschenliebe, und Alles in Allem war es gewiß die netteste Bäckersfrau, die sich Meister Müller verständiger Weise wünschen konnte. „Du lieber Gott, leicht ist's uns ja nicht immer geworden," fuhr sie fort. „Die Concurrenz von dem Laden gleich schräg gegenüber und das Leid mit den Gesellen, und mit den Kunden auch zuweilen; und dann die Angst mit dem Kind, als es von der nachlässigen Magd den Schnupfen gefangen hatte, wir fürchteten schon, es würde nie wieder gut!" Aber jetzt hatten sie ja gottlob die Schwester ihres Mannes bei sich, die konnte schon die Kunden im Laden bedienen, und so hatte sie selber doch jetzt mehr Zeit für das Kleine und konnte es auch jeden Tag 'mal ein Stündlein an die Luft fahren, so lange das Wetter schön war. Und damit sah es ja jetzt recht gut aus.

Dies alles erzählte die gesprächige Frau dem Professor, und wirklich war sie überzeugt, daß sie ihm damit eine Freude machte. Dem Kleinen im Kinderwagen aber behagte es nicht, daß man sich so lange mit einem anderen Herrn unterhielt, und so begann er seiner Eifersucht in einem durchdringenden Geschrei Luft zu machen, gerade als ob er es in seiner dreimonatlichen Menschenkenntniß schon gewußt hätte, daß dem Professor Dr. Albert Achtelmann kein Geräusch auf Erden so peinlich sei wie das Geschrei eines Säuglings. Auf diese Kundgebung ihres Sohnes hin beugte sich die Frau Bäckermeister sogleich über ihn und redete ihm zu in jener wundersamen närrischen Sprache ohne Grammatik und Satzbau, die außer Müttern und unmündigen Kindern nur der liebe Gott in ihrer ganzen Schönheit zu würdigen weiß; und so dahlten die Beiden eine gute Weile mit einander, ganz der Welt vergessen und eine Welt für sich, Mutter und Kind, das Höchste und Schönste auf Erden, was die Kunst nachzubilden nie ganz im Stande war und doch nie müde wird. Aber keine anderen Zeugen belauschten diesmal dies große Motiv, als die kleinen Tonkünstler, die in den Büschen

und Bäumen am Wege ihre Lieder zwitscherten. Denn der Professor Albert Achtelmann hatte den ersten günstigen Augenblick benutzt, um sich heimlich wie ein Dieb wegzuschleichen; er fürchtete geradezu an dem Ebenmaß seines fein gebildeten Geistes Schaden zu nehmen, wenn er den ganzen „banausischen Unverstand“ dieser Scene nur noch zwanzig Secunden auf sich einwirken ließe.

Die Frau Bäckermeisterin wunderte sich ein wenig, als sie nach wohlgelungener Einschläferung ihres kleinen Despoten den Herrn Professor nicht mehr neben sich fand. Uebrigens ließ sie sich dadurch ihre Laune nicht verderben. Sie hörte den Vögeln zu, freute sich, wie Alles ringsum so schön blühte und grünte, die linden Lüfte spielten um ihr blondes Stirnhaar, sie trugen ihr alle die kleinen Sorgen fort und brachten ihr dafür ebensoviel große Hoffnungen zu, und als sie sich erhob, um ihr Herzenskind wieder heimzukutschieren, war sie mehr als je zuvor davon überzeugt, daß der neue Lehrbursch sich doch noch machen werde, daß die Concurrenz schräg gegenüber ihren Mann nicht mehr unterkriege, daß ihr Junge wieder so gesund wie ein Fisch im Wasser sei, und daß sich überhaupt jetzt alles, alles Böse wenden müsse.

Und so brauchte der Frühlingswind ihr das Mahnzettelchen gar nicht zuzuwehen, das ihm der Professor Achtelmann so undankbar wieder hingeworfen hatte. Da trug er es seitab an den Rand eines blühenden Veilchenbeetes, und die Veilchen hauchten ihren Duft über das kleine Gedicht und huldigten ihm, die sterblichen Blumen der unsterblichen.



Die Silberdistel.

I.

Güntherꝛshagen! Wer kennt nicht wenigstens dem Namen nach diesen lieblichen Wald- und Luftcurort, der seit einigen Jahren in den Kreisen lufthungriger Großstädter einen solchen Ruf genießt? Wohl mancher unter meinen Lesern ist selbst dort gewesen und hat sich als Andenken und Zimmerzier einige von jenen großen, glänzenden Silberdisteln mitgenommen, die an den kahlen, sonnbeglänzten Abhängen der Waldhügel, dicht bei dem Flecken, in einer Schönheit gerathen, wie sonst kaum auf den Alpenhalden Graubündens.

Gleichwohl ist es noch keine zehn Jahre her, daß man in Günthershagen von naturgenießenden und distelnpflückenden Curgästen gar nichts ahnte. Eine andere Art von Gästen bevorzugte damals, vor der

Erbauung der Eisenbahn, die eine Stunde von Günthershagen das Waldgebiet berührt, den kleinen Ort: Geschäftsreisende, Spielwaarenhändler und Holzkäufer. Für sie war nach alter Ueberlieferung das Gasthaus „Zur Post“ in Günthershagen Hauptquartier und Ausgangspunkt ihrer kurzen Berufsreisen in die umliegenden Oertchen; für sogenannte Vergnügungsreisende aber hatte noch Niemand den Flecken entdeckt.

Lediglich zum Vergnügen schien auch der junge Mann nicht zu reisen, der eines Tages gegen Ende Juli in der „Post“ abstieg und unerhörter Weise nach sechs Wochen noch immer dort weilte; denn wenn er auch manchen Tag im Walde herumschlenderte und nach Ansicht der Eingeborenen unserm Herrgott die Zeit wegstahl, so saß er zwischendurch auch manchen Tag in einer Laube oder auf seinem Zimmer schreibend und sinnend, als wollte er die Günthershagener Chronik von Heinrich dem Finkler bis auf unsere Zeit in einem Sommer verfassen. Uebrigens war er ein munterer, freundlicher Herr von hübschem Wesen, einfach und durchaus anständig ausgestattet; das Wirthshaus gefiel ihm, und er gefiel den Leuten.

Ueber seine Verhältnisse wußte man eigentlich nur, daß er Doctor Wilhelm Felser heiße und in der Hauptstadt als Schriftsteller ansässig sei, ein Beruf, von dem in Günthershagen außer dem Pfarrer und dem Lehrer kaum Einer eine deutliche Vorstellung besaß.

So gut es dem jungen Mann im Gasthaus „Zur Post" behagte, um so unzufriedener schien er allmählich mit der Staatspost. Mit einer wachsenden Ungeduld erkundigte er sich täglich dreimal, ob denn nichts für ihn eingelaufen sei. Als aber endlich, am heitersten Septembermorgen, wirklich ein ziemlich dickes Packet für ihn gekommen war, schien ihm das auch wieder nicht recht. Bestürzt und ärgerlich trug er das Packet auf sein Zimmer. Den Inhalt würdigte er kaum eines Blickes; ein kurzes Begleitschreiben, das obenauf im Packet lag, las er flüchtig durch, dann legte er die Sendung mit anderen Manuscripten in seinen kleinen Handkoffer und packte seine übrige fahrende Habe ziemlich unordentlich darüber, wozu er den Chopin'schen Trauermarsch in einem ärgerlichen Allegro pfiff. Als er fertig war, begab er sich nach kurzem Ueberlegen in die Wirthsräume hinunter.

Im Gastzimmer war es zu dieser frühen Stunde noch ganz still. Nur ein artiges Mädchen von dreizehn oder vierzehn Jahren, mit zwei langen blonden Zöpfen, wuselte mit dem Staubtuch an den sauberen Flaschen- und Gläserbrettern herum. Mit freudigem Erröthen begrüßte sie den Gast, der ihr freundlich und gedankenvoll über den Scheitel strich.

„Möchtest Du wohl 'mal den Vater zu mir bitten, Annchen?" sagte er. „Ich habe mit ihm zu sprechen."

Annchen nickte und eilte hinaus. Gleich darauf trat der Vater ein. Es war ein kurzer, wohlbeleibter Mann; die krausen Locken, die sich an den Schläfen unter dem grünen Hauskäppchen vordrängten, schimmerten schon weißlich, aber das rothe, glatte Vollmondgesicht strahlte von Gesundheit und Munterkeit.

„Nun, Herr Doctor," sagte er, während er dem Gaste gegenüber Platz nahm, „das ist recht, daß Sie sich an dem schönen Morgen nicht auf Ihrem Zimmer halten. Sie arbeiten ja fast zu viel. Aber die Luft hier hat Ihnen gut gethan. Sie sehen ganz anders aus, als bei Ihrer Ankunft. Wenn Sie erst noch ein Paar Wochen länger hier sind —"

„Das giebt's leider nicht, Herr Wirth," unterbrach

ihn der Doctor. „Ich habe Nachrichten bekommen, die mich zwingen, meine Sommerfrische gleich abzubrechen.“

„Ach, das thut mir aber sehr leid,“ erwiderte der Wirth.

Der Gast lächelte verlegen. „Es wird Ihnen noch mehr leid thun, wenn ich hinzufüge, daß ich Ihnen eigentlich durchbrennen möchte, ohne meine Rechnung für die letzten vierzehn Tage zu begleichen.“

Der Wirth machte große Augen. „Sie belieben zu scherzen, Herr Doctor,“ sagte er unsicher.

„Durchaus nicht,“ versetzte der Gast. „Die Sache liegt leider sehr deutlich. Als ich vor sechs Wochen auszog, um einen stillen, netten Winkel zu suchen, wo ich mich an der Natur erquicken und mein Schauspiel fertig schreiben könnte, glaubte ich mich zu diesem Feldzug ausreichend gerüstet. Ich hatte mehr Baargeld in Händen als jemals seit einigen Jahren, und obendrein war von einer Zeitschrift die Entscheidung über zwei Novellen fällig, für die ich zuverlässig auf Annahme und gutes Honorar rechnete. Dessen war ich so sicher, daß ich durch meine Wirthin dem Geldbriefträger sogleich meine hiesige Adresse schickte, nach-

dem ich bei Ihnen Anker geworfen hatte. Eine unnöthige Mühe! Das Geld blieb aus, und auf meine Anfrage bekomme ich endlich heute von der Redaction — das Manuscript zurück. So liegt die Sache also: wollen Sie, Herr Wirth, mir keinen Credit geben — was ich Ihnen nicht verübeln könnte, denn was wissen Sie von mir? — so kann ich Ihre Rechnung am Ende noch eben bezahlen und auch noch eine Eisenbahnfahrkarte vierter Klasse bis nach Hause — bis zur Bahn sind es ja nur fünf Wegstunden... Dann muß ich aber meine poetische Thätigkeit in der Hauptstadt wohl damit wieder aufnehmen, daß ich meine Uhr versetze... Menschlicher wäre es ja, wenn Sie mir Ausstand gäben. Sie werden fragen, bis wann? Eine schwierige Frage für einen jungen Dichter, dessen Banquier die Zukunft ist — ich kann Ihnen nur zusagen, daß ich Ihnen das erste goldene Blatt zuwenden werde, welches sich zufällig in meinen Lorbeerkranz verirren sollte... Also wie steht es? Wollen Sie Ihr Hauptbuch holen?"

Die Bestürzung des Wirthes hatte sich allmählich in ein mildes Lächeln aufgelöst. „Wissen Sie, Herr Doctor," sagte er bedächtig, „was Sie da erzählen,

das verstehe ich ja nicht alles. Aber daß Sie's mir so erzählen, zeigt mir wieder, daß Sie ein ehrlicher und honetter Herr sind. Na — und zwischen ehrlichen Leuten ist man ja nicht so. Das soll dem Wirth zur „Post" Keiner nachsagen, daß er einem ordentlichen Gast den letzten Groschen abgedrungen habe... Reisen Sie mit Gott — die Post fährt in einer Viertelstunde, wozu sollen Sie sich die fünf Stunden auf der Chaussee müde laufen? Wenn Sie bei Geld sind, bezahlen Sie mich, und wenn Sie wieder in die Gegend kommen, thun Sie uns die Ehre an. Ihre Rechnung sollen Sie haben — hier ist sie. Ich hab' sie gestern Abend ausgeschrieben, und, die Wahrheit zu sagen, als Sie mich vorhin rufen ließen, dacht' ich schon, Sie wollten sie sehen. Sie waren ja bisher so pünktlich."

„Ich werde es auch wieder sein, sobald ich kann," versicherte der befreite Gast und reichte ihm gerührt die Hand. „Vielen Dank, Herr Wirth!"

„Bitte — keine Ursache," erwiderte der Wirth. „Aber nun müssen Sie noch den Reisetrunk mit mir nehmen. Das ist Brauch in der „Post". Heda, Annchen, bring' ein Fläschchen von dem Niersteiner,

gelb gesiegelt, weißt Du? und zwei Römer. Der Herr Doctor will abreisen.“

Annchen war auf den Ruf des Vaters in der Thür erschienen. Bei seinen letzten Worten erblaßte sie und sah den Gast ganz erschrocken an. Ein kleiner Spitz, der mit ihr eingetreten war, sprang ungestüm an dem Doctor empor und ließ sich von ihm streicheln.

„Den Beiden wird es hart ankommen, daß Sie uns so plötzlich verlassen,“ meinte der Wirth lächelnd. „Sie sind einer von den Menschen, die mit Kindern und Hunden schnell Freundschaft haben. Auf solche Leute halte ich etwas . . . Und wen das Annchen 'mal gern hat, den hat sie auch recht gern. Es ist ein stilles, kluges Kind, ganz wie seine selige Mutter; gegen Fremde ist sie sonst ziemlich scheu — eine Silberdistel, Sie haben ihr den Spitznamen nicht mit Unrecht angebunden.“

Annchen brachte den Wein und entfernte sich schweigend. Der Wirth schenkte die Römer voll. „Auf Ihr Wohl, Herr Doctor!“ sagte er. „Glückliche Reise und fröhliche Zukunft!“

„Wollen's hoffen,“ erwiderte der Gast. „Mein

Schauspiel ist so gut wie fertig; die Luft hier hat ihm auch gut gethan. Vielleicht find' ich doch einmal unversehens den goldenen Boden in meinem Handwerk."

„'s ist ein wunderliches Handwerk," versetzte der Wirth nachdenklich.

„Am Ende hat es mit dem Ihrigen Manches gemein," sagte der Gast. „Es kommt bei beiden darauf an, wie es den Gästen mundet."

„Das läßt sich hören," antwortete der Wirth. „Aber nehmen Sie's mir nicht übel — ich zieh' doch das meinige vor. Denn es ist ein Unterschied dabei. Sie müssen sich die Gäste suchen gehen, unsereins wohnt an der Straße und läßt die Gäste kommen; bleibt einmal einer aus, so kommt ein anderer; denn die Straße bleibt nicht leer, und wenn einmal ein Haus alt ist und schon vom Großvater her denselben Namen am Schild führt, so hat es seine Kundschaft sozusagen schon in Erbpacht."

„Wenn aber die Straße doch einmal leer würde?" warf der Gast ein.

„Ach, reden Sie doch nicht davon," erwiderte der Wirth. „Der Landrath wollte mir ja auch damit

bange machen, weil ich dagegen war, daß sie die neue Zweigbahn hier über unsern Ort führten. ‚Herr Landrath,‘ hab' ich ihm gesagt, ‚damit machen Sie mich nicht irre. Erstens ist die Bahn nur erst im Plan gebaut, und mehr wird auch nicht daraus; denn warum? sie rentirt sich nicht. Es haben ja nicht einmal unsere Paar Fuhrleute genug zu thun. Und wenn sie auch käme — Gutes bringt sie doch nicht in den Ort. Lassen Sie sie meinetwegen drunten in Heimersdorf halten — der Waldverkehr bleibt doch auf der Landstraße, und meine Stammgäste werden mir um kein Bahnhôtel untreu.‘ Da lachte er ärgerlich. Aber wissen Sie, Recht mußte er mir innerlich doch geben; denn, sehen Sie . . .“

Der Gast hörte mit dankbarer Geduld die volkswirthschaftlichen Auseinandersetzungen des Wirthes an, bis draußen der Postwagen vorrasselte. Dann holte er sein Gepäck und verabschiedete sich herzlich. Als er schon im Wagen saß, kam Annchen eilends aus dem Garten herbei mit einem Strauß schöner Spätrosen. Ihre Augen waren geröthet.

Der Doctor freute sich sehr über die Abschiedsgabe. Er streichelte die frischen Wangen des hübschen Kindes.

„Danke, kleine Silberdistel," sagte er. „Wenn ich übers Jahr wiederkomme, bist Du schon ein großes Mädchen, nicht wahr?" Auch der Spitz mußte ihm noch ein Pfötchen geben. Dann zogen die Pferde an.

Der Doctor hatte sich im Wagen zurückgelehnt und betrachtete die Rosen. Eine wunderliche Eingebung durchfuhr ihn, er steckte den Strauß auf den Koffer, in dem seine Manuscripte lagen. „Von schuldloser Kinderhand," murmelte er. „Das bringt ihnen vielleicht Glück."

II.

Ungefähr drei Jahre später befand sich Wilhelm Felser zu Besuch auf dem Gute eines seiner Verleger, fünf oder sechs Meilen von Günthershagen. Seit dem beispiellosen Erfolge seines Schauspiels „Ohne Sünde?" hatte sich seine Lage gar sehr geändert. Er stand jetzt obenan auf der Liste der anerkannten zugkräftigen Schriftsteller. Jede erste Notiz über eine bevorstehende neue Veröffentlichung von ihm galt als ein literarisches Ereigniß, und obgleich er in der Vollkraft des Schaffens stand und mit einer viel beneideten Leichtigkeit arbeitete, hatte er bereits seine sämmtlichen

älteren Manuscripte, bis zur Primanerzeit zurück, heranziehen müssen, um nur den Nachfragen der Verleger und Redactionen gerecht zu werden, welche ihm dieselben Arbeiten vordem, als er noch keinen Namen besaß, mit Bedauern zurückgegeben hatten. Inmitten eines Lebens, das zwischen sorglosem Arbeiten und schmeichelnder Geselligkeit wechselte, gab ihm ein Zufall — der Anblick eines rosenbrechenden Bauernmädchens, den Gedanken ein, wieder einmal den kleinen Ort zu besuchen, von dem er damals als ein armer und unbekannter Literat, mit einem rosenbekränzten Köfferchen voll Wäsche und unverkaufter Manuscripte, ausgezogen war. Er nahm auf einige Tage Urlaub von seinen Gastfreunden und machte sich auf die Reise.

Die neue Bahn war inzwischen angelegt worden. Als Felser auf der Station Heimersdorf ausstieg, fiel sein Blick sogleich auf ein recht stattliches Haus im Schweizerstyl, mit offener Veranda, an der sich einige Ranken wilden Weines im Klettern versuchten. „Grand Bahnhôtel" stand in lieblichem Hochdeutsch quer über die breite Thür gemalt. Unter der Thür zeigten sich ein befrackter Oberkellner und ein leibhaftiger Gasthofsdiener in goldgeränderter Mütze. Auf

der Veranda saßen mehrere Gäste beim Frühstück. Als Felser vorbeischritt, erkannte er einige unter ihnen; es waren frühere Stammgäste der Günthershagener „Post“.

Erhitzt und durstig erreichte er nach einstündigem Marsch über die Landstraße sein ehemaliges Sommerquartier. Der langgestreckte, hochdachige Bau lag ganz still; äußerlich hatte sich an ihm wenig geändert, aber es kam Felser vor, als ob der graue Wegstaub, der die Lauben und Gartenhecken bedeckte, fast sinnbildlich sei für die Verhältnisse des ganzen Hauses; ja, als er den Wirth näher ins Auge faßte, der mit einer gewissen trübseligen Neugier dem einsamen Wandersmann entgegenschaute, schien auch er ihm ein wenig verstaubt.

Er mußte seinen Namen nennen, ehe der Wirth ihn erkannte und herzlich begrüßte. „Je, ja, Sie haben sich aber verändert,“ meinte der Alte. „Nun, Sie sind ja auch ein so berühmter Mann geworden. Alle Zeitungen sind ja voll davon. Ach, das ist mir aber eine große Freude und Ehre, daß Sie noch 'mal an uns denken. Und was wird sich das Annchen freuen; sie ist just nicht daheim, wird aber wohl bald

wiederkommen. Sie spricht so oft von Ihnen. Wissen Sie, den Abschnitt von der Postanweisung, die Sie mir damals im Winter vor zwei Jahren schickten, den hab' ich ihr gleich schenken müssen, als Lesezeichen."

„Ja," begann der Wirth wieder, als sie im alten, gebräunten Zimmer bei einer Flasche Niersteiner saßen, „wie sich das ändert in der Welt! Wie gesagt, von Ihnen lese ich immerfort Neues. Ich hab' jetzt viel freie Zeit, da kommt man von selbst zum Zeitunglesen. Wissen Sie, 's ist ein schlimmes Zeichen, wenn ein Wirth Zeit zum Lesen hat ... Mit den Wirthshäusern ist's wie mit den Menschen, sie werden alt und schwach, wenn sie ihre gute Zeit hinter sich haben. Ich merk's an mir und an meinem Hause. Die verfluchte Eisenbahn! Nun, ich will nicht ungerecht sein; anderswo hat sie ja wohl Gutes gestiftet — da sehen Sie nur, wie sich das öde Haideneſt, das Heimersdorf unten, gehoben hat! Aber meinem Hause, ich kann sagen dem ganzen Flecken, macht sie den Garaus. Kein Verkehr mehr, hochverehrter Herr Doctor, kein Verkehr! Es ist kein Zug mehr in der Wirthschaft. Und seitdem will es auch mit der Gesundheit nicht mehr recht. Wer weiß, wie bald —"

Ein rascher, leichter Schritt unterbrach ihn in seinen Klagen. Die Thür öffnete sich, und Annchen trat ein, gefolgt von dem Spitz, der altersschwach, fett und halb blind einherwackelte, den Gast aber doch noch mit vergnügtem Schnüffeln und Wedeln bewillkommnete.

Der Wirth hatte seine Freude an der Verwunderung Felsers. „Ja, gelt, da staunen Sie?“ sagte er händereibend. „Was das für ein Mädel geworden ist! Ich sag' Ihnen, wenn ich die nicht hätte . . .“

Annchen erröthete und erwiderte freundlich und freudig die Begrüßung Felsers. Sie war in der That ein hübsches Mädchen geworden, schlank und entwickelt fast über ihr Alter; das Gesichtchen war nicht eben hervorragend schön, aber frisch und klug, und es lag über ihrem Wesen ein Hauch blüthenhafter Anmuth und Unschuld, der den Dichter nach so viel Bekanntschaften mit einer überfeinerten, bewußt und berechnend auftretenden Weiblichkeit ganz seltsam anzog.

Während sie plauderten, war der Wirth in seine trübselige Stimmung zurückgesunken. „Ja, sehen Sie, so geht es,“ klagte er. „Die Kinder wachsen

schön heran, aber was man gern auch anwachsen sähe, um es ihnen als sicheres Erbtheil zu hinterlassen, das geht ein. Wenn es so weiter verkümmert mit der Wirthschaft ..."

Er brach ab und griff nach dem Glase.

„Aber, Vater, es ist doch noch nicht so schlimm!" sagte das Mädchen. „Sehen Sie, Herr Doctor, der Vater schaut das alles zu schwarz an. Sie kommen ja aus der großen Welt zu uns, sind jetzt so berühmt und haben uns doch nicht vergessen. Nicht wahr, es wird doch nicht so schlimm sein?"

Sie hatte die Hände gefaltet und sah den Dichter mit einem flehend zutraulichen Kinderblick an. Die weißblonden Löckchen über ihrer Stirn flimmerten im Sonnenschein. Wieder fuhr dem Dichter der Name durch den Sinn, mit dem er sie einst zu necken liebte: „Die Silberdistel!"

Und sogleich verband sich mit dem Namen in seiner rastlos thätigen Phantasie ein wunderlicher Einfall künstlerischen Uebermuths.

„Nein," rief er lustig, „es ist nicht so schlimm. Sie haben nur ein wenig die Verbindung mit der Welt draußen verloren, Herr Wirth. Der Draht ist

durchgeschnitten, wissen Sie. Den müssen wir wieder anknüpfen. Und da kann ich Ihnen, glaub' ich, helfen. Wissen Sie noch, wie wir vor drei Jahren hier unser Gewerbe verglichen? Es stimmt noch Alles, nur der Zuspruch hat sich jetzt auf meine Seite verschoben. Jetzt kommen die Gäste zu mir. Lassen Sie sehen, ob ich es nicht fertig bringe, sie auch zu Ihnen zu schicken!"

„Wie wollen Sie das aber machen?" fragte der Wirth.

„Das ist mein Geheimniß," antwortete Felser lachend. „Einstweilen richten Sie mir, bitte, mein altes Quartier wieder ein, Fräulein Silberdistel — Fräulein Annchen, wollt' ich sagen. Acht Tage bleib' ich hier. Und einiges Papier werden Sie mir wohl leihen müssen — denn ich möcht' am liebsten auf Ihrem Papier schreiben. Und Sie, Herr Wirth, richten Sie sich ein, daß Sie zum nächsten Sommer genug von dem Wein da im Keller haben!"

„Ach Gott," seufzte der Wirth, „den hab' ich. Wer trinkt auch bei mir noch Niersteiner?"

III.

Man erinnert sich doch noch der Novelle „Silberdistel" von Wilhelm Felser? Mit welcher Spannung sie nach der ersten Anzeige des Verlegers erwartet, mit welchem Beifall sie aufgenommen und allein in den vier Wochen vor Weihnachten in fünfzehn-, ja sechszehntausend Exemplaren gekauft wurde? Es ist freilich schon sieben Jahre her, und sieben Jahre sind eine lange Zeit. Aber das Gemüth des Deutschen ist treu und tief; wenn der erste Rausch der Begeisterung lange verflogen ist, denkt er doch noch mit inniger Wehmuth an ein Buch, für welches er einmal drei Mark bezahlt hat, und es thut ihm wohl, zu erfahren, daß das Buch wirklich so viel werth war. Denn es war eine sehr hübsche Erzählung, frisch und geistvoll geschrieben, anschaulich und fesselnd. Die eigentliche Handlung, eine einfache und rührende Herzensgeschichte, mit tadellos glücklichem Ausgang, hatte zum Hintergrunde das figuren- und farbenreiche Leben eines kleinen Hofes aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und stimmte hierdurch aufs Vortheilhafteste zu der eben wieder aufgekommenen

Liebhaberei für Möbel und Kleidungsschnitt im Rococostyl. Mitunter aber trat mit einer gewissen anmuthigen Nachlässigkeit der Autor selbst aus den Coulissen hervor, um mit Empfindung und Humor die schöne Gegend zu preisen, wo, wie es im Vorwort hieß, „diese anspruchslose Geschichte sich zugetragen hat, und wo sie mir, unter dem gastlichen Dache der uralten Taverne zur kaiserlichen Post in Günthershagen, ganz von selber wieder lebendig ward“.

In hohem Maße weckten diese Anspielungen die Neugier der Leser und Leserinnen. Verschiedene Zeitschriften sahen sich veranlaßt, auf zahlreiche Anfragen aus dem Publicum mit Notizen zu antworten, zu denen sie sich selber erst bei dem Dichter Auskunft holen mußten. Eine große Zeitung veröffentlichte bald darauf den Bericht eines ihrer Redacteure über „einen Besuch bei Wilhelm Felser“. Der berühmte Dichter war sehr liebenswürdig gewesen, er hatte dem Ausforscher alles Mögliche gezeigt: seinen Stammbaum, sein Tintenfaß, seinen Taufschein, den Titel seines neuen Schauspiels und das erste Manuscript seiner ältesten Novelle. Ganz besonders ausführlich aber hatte er sich über Günthershagen ausgesprochen,

„diese unvergleichliche Sommerfrische, die gottlob der großen Welt noch ganz unbekannt ist, und wo man in Folge dessen sich noch gründlich, ungestört und — billig erholen kann.“

Die große Welt ließ es sich gesagt sein. Anfangs des nächsten Sommers erhielt Felser eine Sendung aus Güntershagen: einen Korb Niersteiner mit einem Dankbrief von Annchen. „Sie haben uns ja mit einem Male ganz berühmt gemacht. Vater wollte Ihnen selbst schreiben, aber er kommt nicht dazu; das Haus ist seit Wochen immer voll bis auf die letzte Bodenkammer. Alle wollen sie die Stellen sehen, wo der Herzog den Wilddieb traf, wo die schöne Walpurgis ihm den Strauß Silberdisteln brachte, und wo er sie dann später selbst mit dem Wilddieb verlobte und ihn zum Förster machte. Wir haben uns das Buch anschaffen müssen, damit wir doch wissen, wie es eigentlich war. Ach, lieber Herr Doctor, wie schön das Buch ist, und wie dankbar wir Ihnen sind! Nicht wahr, die Verlobung war doch unter der großen Buche am Geißenberg, links vom Wege hinter der Bank? Wir haben den Spitz da begraben: er ist nämlich todt. Es ist nur schade,

daß die Raupen heuer so arg auf dem Baume sind.“ Felser dankte für den Wein, erkannte die Buche als Baum der Verlobung an, sprach sein Beileid zum Tode des Spitzes aus und wünschte Glück zur Menge der hauptstädtischen Gäste. Es folgten noch etliche Briefe, die er in guter Laune sogleich beantwortete. Den vierten erhielt er kurz vor Anfang der Wintersaison, inmitten der aufregenden Vorbereitungen zur Aufführung eines neuen Schauspiels; er las ihn flüchtig, schob die Antwort auf gelegenere Zeit auf, und sie blieb aufgeschoben.

Einige Jahre vergingen. Wilhelm Felser's Stern strahlte noch recht hell am Schriftstellerhimmel, aber von der Menge seiner verzückten Bewunderer lösten sich schon überall kritisch gestimmte Sternforscher ab, die mit sehr aufmerksamen Augen seine Trübungen und Schwankungen feststellten und andere, vollkommenere Lichter neben ihm aufgehen sahen. Er fühlte es selbst, daß er nicht mehr so aus dem Ursprünglichen schuf, wie vordem; der Erfolg, und nach dem Erfolg die Anzweiflung hatten sein Empfinden gereizt und überspannt, es gab Stunden und Tage, wo er des ganze Literaturtreiben verwünschte. In einer

solchen Stimmung fiel ihm das kleine Päckchen Briefe mit der schulmäßigen, fast noch kinderhaften Mädchenhand in die Finger; das friedlich anspruchslose Bild des altväterischen Landgasthauses trat wieder vor seine ermüdete Seele, er empfand eine wunderliche Sehnsucht nach der hübschen schlanken Gestalt mit den Silberlöckchen und den Kinderaugen, und früh am andern Tage saß er auf der Bahn, mit einer Fahrkarte nach der Station „Heimersdorf-Günthershagen“, wie sie neuerdings hieß.

Vor dem Bahnhof hielt ein schön lackirter Wagen mit der goldenen Aufschrift: „Curhôtel zur Post Günthershagen“; ein gallonirter Schaffner und zwei Gepäckträger umzingelten den überraschten Dichter. Mit Mühe erwehrte er sich ihrer und schritt zu Fuß auf der wohlbekannten Landstraße fürbaß. Sie war so staubig, wie vordem; abseits aber lockten zahlreiche Fußpfade mit zierlichen Wegweisern in schönere Gefilde: „zur Kaiserhöhe“, „zum Hirschensprung“, „zur Walpurgis-Buche“, und auf einem, schon nahe am Ort, stand: „Eingang zur Günthershagener Schweiz, bis zum Gipfel 0,3 Kilometer.“ Auch andere Zeichen einer von höherer Cultur verklärten Natur fehlten

nicht; am Eingange der Günthershagener Schweiz saß „ein armer blinder Bergmann", der einem altersschwachen Leierkasten verzweiflungsvolle Sterbeklänge entlockte, verschiedene Kinder in bunten Läppchen boten dem Wanderer frische Eichenkränze und Sterne aus Silberdisteln feil, und ein Mann in einer Leinenbude, mit schwarzen, langen Künstlerlocken, drohte ihn für fünfzig Pfennig zu photographiren.

Das alte Gasthaus war wunderbarer Weise noch ziemlich unverändert bis auf die Aufschrift; sie lautete jetzt „Dépendance". Jenseits des Gartens aber, der ein Goldfischbassin mit Springbrunnen und Wurfkugeln aufwies, erhob sich ein nagelneuer zweistöckiger Bau in glasirten Ziegeln mit Balconen und Glashallen; auf dem Dach eine wehende Fahne mit der Aufschrift: „Curhôtel zur Post". Schwalbenschwänzige Kellner und Diener in Livréeröcken eilten geschäftig hin und her. In der im Renaissancestyl gehaltenen Vorhalle stand der alte Wirth im tadellosen Frack und verabschiedete sich von einem langen, steifen Herrn in grauem Reisecostüm mit einem Bückling, den ihm Wilhelm Felser in seinen kühnsten Dichterträumen nicht zugetraut hätte.

Angesichts dieses größten Wunders überkam es den Dichter wie Gespenstergrauen, seine Kniee zitterten, und er wollte sich furchtsam zurückziehen. Aber bereits hatte ihn der Wirth erkannt und eilte herab, um ihn herzlich zu begrüßen. „Welche Freude, mein lieber Herr Doctor! Nicht wahr, hier hat sich Einiges geändert? Ei ja, man muß mit der Zeit fortschreiten!“

„Das scheint,“ erwiderte der Dichter mit matter Stimme. „Wie hat sich denn Ihre Tochter darein gefunden?“

„O, meine Tochter?“ antwortete der Wirth; „danke, es geht ihr ausgezeichnet. Sie wird sich gewiß sehr freuen — wenn ich nicht irre, höre ich sie eben im Musiksalon — sie musicirt mit der Frau Commerzienrath . . .“

Ein auffallend falsches Clavierspiel machte sich aus einem Fenster bemerkbar. Der Wirth geleitete den Dichter zur Quelle dieser Mißtöne, die eine Dame von großem Umfang in geschmackloser Kleidung einem zu besseren Zwecken bestimmten Blüthner-Flügel entlockte. Neben dem Clavier stand, aufmerksam lauschend, eine jüngere Dame. „Hier, Anna, mein

Herz, bringe ich Dir einen werthen Bekannten," sagte der Wirth. Die Dame betrachtete Felser einen Augenblick, dann streckte sie ihm mit einer sehr gefälligen Geberde des Wiedererkennens die mit drei Ringen geschmückte Rechte hin: „Ah, welche Freude! Unser berühmter Dichter! Gestatten Sie, Frau Commerzienrath Wolff, daß ich Sie mit Herrn Doctor Felser bekannt mache — den Sie ja schon aus seinen Werken kennen!"

„Bewundere — nicht kenne!" verbesserte die Frau Commerzienrath mit schmachtender Stimme und himmelndem Augenaufschlag.

Dem Dichter ward es schwer, ein Wort zur Erwiderung auf die plumpe Schmeichelei zu finden. Es war ihm, als müßte hinter der jungen Dame irgendwo Annchen stecken und gleich hervortreten; aber sie war es wirklich selber. Voller war sie geworden, ihre Formen traten in dem modischen Kleide mit discretem Ausschnitt und halblangen Aermeln sogar vortheilhaft hervor, Sprache und Bewegungen waren entschieden städtisch — sie war jetzt von der sorgfältigen Coiffure bis zum nachschleppenden Saum des Kleides äußerlich ganz wie eine von den tausend

und etlichen Damen, die er in Salons, Hôtels und Ballsälen schon gesehen und vergessen hatte.

Während er sich diese Beobachtung heimlich, unter gleichgültigem Geplauder, immer wiederholte, hatte der Wirth einen jungen Herrn in Frack und weißer Halsbinde herbeigeholt. „Ah, Alfred — wie schön, daß Du kommst,“ rief die ehemalige Silberdistel zierlich lächelnd, „gestatten Sie, Herr Doctor Felser? — mein theurer Gatte, Alfred Müller — Compagnon meines Vaters.“

„Sehr angenehm!“ sagte Felser. Es war ihm vollkommen ernst. Denn indem er den jungen Herrn mit dem sorgfältig gekräuselten schwarzen Lockenhaar und Schnurrbärtchen, mit den Lackstiefeln eines Tanzlehrers und den Geberden eines ersten Liebhabers von einem Theater vierten Ranges betrachtete, empfand er deutlich, daß die Beiden zusammen paßten.

Er war nun ziemlich gefaßt auf Alles, was ihm noch bevorstehen mochte. Bei der Mittagstafel hatte man ihm einen Ehrenplatz zwischen den beiden vornehmsten Curgästen angewiesen. Der steife Herr im grauen Anzug, ein pensionirter brasilianischer Truppen-Instructeur deutscher Abkunft, sprach nur von seinem

Leberleiden, die Frau Commerzienrath schwärmte von Poesie und aß dazu unmäßig. Nach der Tafel ersah sie sich die Gelegenheit, als Felser auf der Veranda seine Cigarre rauchte, sich ihm mit einem Buche in der Hand zu nähern; ihr Mädchen trug ihr Klappstuhl und Sonnenschirm nach. „Ihr neuester Roman, Herr Doctor!" flötete sie; „ich nehme ihn mit in den Wald. Ach, solche Poesie kann man nur im Freien genießen!" Das Mädchen ließ den Sonnenschirm fallen, die Frau Commerzienrath wandte sich um und warf ihr einige heftige Scheltworte zu. Dabei klappte sich das Buch zwischen ihren Fingern auf, Felser las den Titel. Es war eine Uebersetzung von Zola's „Nana", mit dem thalergroßen Stempel einer Leihbibliothek auf dem Deckel. Ohne Zorn blickte Felser der für Poesie und Natur schwärmenden Dame nach. Es war ihm für den Augenblick Alles gleich, wenn er nur mit seinen Eindrücken allein war. Aber bald darauf betrat Frau Müller mit ihrem Gatten die Veranda und setzte sich zu ihm.

„Die Anlagen gefallen Ihnen also, hochverehrter Herr Doctor?" sagte Herr Alfred Müller. „Das

ist eine hohe Anerkennung für uns. Sie haben ja das Etablissement nebst umgebender Natur früher gekannt und können am besten ermessen, was wir daraus gemacht haben. Und Sie haben ja den Anstoß zu diesem Aufschwung gegeben! Ich selbst war einer der ersten, die durch Ihr köstliches Buch hierher geführt wurden. Wissen Sie, ich habe immer für Poesie viel übrig gehabt — ich habe — hm — ich habe selbst früher darin Einiges geleistet, Gelegenheits-Poesie, wissen Sie, für unsern kaufmännischen Club — ich gehörte nämlich damals noch der Manufactur-branche an — aber mein Vater ist selbst Hôtelier, und der Blick für so etwas vererbt sich, wenn ich so sagen darf . . . Ich lernte diese Gegend kennen, ich sah sie so zu sagen mit den Augen des Dichters und sah, daß sich daraus wirklich etwas machen ließe . . . Nun, und unsere Herzen fanden sich . . . Amor umschlang uns mit Hymens Banden, wie der Dichter so schön sagt, meine Braut ging noch ein Jahr zu meinen Eltern zur höheren Ausbildung, dann heiratheten wir — und voilà tout!"

Herr Alfred Müller lehnte sich zierlich zurück und blickte seine Frau an, sichtlich in seiner Schlußwendung

schwelgend. Sie nickte ihm zärtlich zu, dann wandte sie sich an den Dichter und sagte: „Ach ja, nicht wahr, Herr Doctor, die Natur ist doch etwas Schönes! Ich habe Sie oft im Stillen beneidet, daß Sie das alles so bequem genießen können, um es dann in der stillen Dichterklause zu bearbeiten. Wie manche liebe Erinnerung läßt sich da verwerthen! Man schmeichelt mir zuweilen, als ob ich eine gewisse Aehnlichkeit mit Ihrer Silberdistel, der schönen Walpurgis, habe, und es ist ja wahr, daß Sie mich früher, in meiner Kindheit, zuweilen so zu nennen beliebten. Sollten Sie denn in der That dabei an mich gedacht haben?"

Sie hatte den vollen weißen Arm, den nichts als ein unmäßig breites Armband entstellte, auf den Tisch aufgestützt, lehnte das Kinn leicht auf die Hand und blickte mit einem seelenvollen Lächeln zu dem Dichter hinüber. Es sah genau aus, als ob sie in dieser Stellung photographirt zu werden wünsche.

Wilhelm Felser erhob sich. „O, meine Gnädige, die Phantasie ist etwas Merkwürdiges!" sagte er.

„Ach ja," seufzte sie, ein wenig enttäuscht, und stand auch auf. „Also Sie wollen uns wirklich heute schon wieder verlassen?"

„Leider,“ erwiderte er. „Und wie ich eben sehe, muß ich mich sogleich aufmachen. Leben Sie wohl, meine Gnädige — adieu, Herr Müller — bitte mich dem Herrn Vater zu empfehlen. Es wird mir unvergeßlich sein!“

„Ja, nicht wahr?“ sagte Herr Alfred Müller. „Wir haben etwas aus der Gegend gemacht. Aber Sie haben doch den Anstoß gegeben — mit Ihrer Silberdistel!“

Adalbert Riesenkönig.

Eine Jugendbekanntschaft.

Zi — zi — zi — — Ziii! Es ist ein ganz kleiner flinker Vogel, der dies Liedchen in Wegehecken und Gartenbüschen singt, unermüdlich, früh und spät, von der Zeit an, wo die ersten Silberkätzchen an den Weiden hangen, bis in den Sommer hinein. Dann schweigt er, — wie mein vogelkundiger Nachbar behauptet, weil er dann eine Familie begründet hat und für deren Fortkommen sorgen muß; und nur zuweilen läßt er noch ein kurzes, schüchtern vergnügtes Zi — zi! hören. Ein Lied ist es ja eigentlich gar nicht, was er so emsig im Frühling und Frühsommer singt, nur eine Folge von wenigen Tönen. Aber das Merkwürdige daran, was sich mit Buchstaben gar nicht wiedergeben läßt, das ist der Vortrag. Zuerst

die drei kurzen Noten, die trillern so hoch und rasch hinter einander her, so vielversprechend und unternehmend, als ob es nur das Vorspiel zu einem wunderbaren Liede sein sollte, dessen Verfasser der Nachtigall höchstens an weittragender Kraft der Stimmmittel nachstände, gewissermaßen eine Nachtigall für einfache Leute und Unbemittelte. Dann aber folgt eine kleine Pause, und dann zittert der vierte Ton tiefer und ganz leise so langsam und wehleidig nach, als ob ein allzu kühner junger Anfänger das Aussichtslose seines Unternehmens eingesehen habe und nun mit bebender Feder einen langen, traurigen Strich durch seine schöne Rechnung ziehe. Und gleich darauf hat der kleine Mann wieder Muth gefaßt, hüpft auf einen frischen Zweig, und das viersilbige Trauerspielchen fängt von vorn an. Wenn man es so hört, hundertmal wiederholt, an einem einsamen dürftigen Wegrain, indeß von fern aus Wald und Park die Coloraturen der Nachtigall und die stolze Altstimme der Drossel herüberschallen — es könnte Einen ordentlich betrüben oder verdrießen, wenn nicht auch etwas so komisch Rührendes darin läge. Und ich kann mir nicht helfen — allemal, wenn ich den

kleinen Vogel höre, muß ich an meinen alten Schulfreund Adalbert Riesenkönig denken.

In der Tertia trafen wir zuerst zusammen. Wir hatten denselben Schulweg, und so schlossen wir uns bald an einander an. Seine Mutter war eben in unsere Stadt verzogen, aus irgend einem Marktflecken weit hinten im Gebirge, wo sein Vater als ehrsamer Schlossermeister und Eisenhändler mit Hinterlassung eines ausreichenden Vermögens gestorben war. Auch die Mutter stammte aus einem Handwerkergeschlecht, einer ihrer Brüder aber war aus der Art geschlagen und hatte sich als lyrischer Dichter zwar kein Vermögen, aber einen Namen und nach einem frühen einsamen Tode sogar ein bescheidenes Denkmal erworben. Von den Werken dieses poetischen Oheims kannte ich damals natürlich noch nichts, aber ein Dichter war für mich doch von vornherein eine Erscheinung von gewaltigem, wenn auch unbestimmtem Glanze, der selbst auf die Persönlichkeit des Neffen einen gewissen Wiederschein fallen ließ. Zudem aber war auch etwas von der eigensten Begabung des großen Mannes auf den Neffen übergegangen: er verfertigte mit großer Leichtigkeit Knittelverschen im

Fibelstyl, in denen er vornehmlich den Eigenheiten unserer Lehrer eine nicht sehr schmeichelhafte Aufmerksamkeit widmete. Möglich, daß er über dieser poetischen Neigung die prosaischen Schularbeiten vernachlässigte — am Ende des Schuljahres „blieb er sitzen"; seine Mutter führte dies auf die Unfähigkeit der Lehrer zurück und vertraute ihren Sohn einer anderen Anstalt an.

In der Tanzstunde, etliche Jahre später, trafen wir uns wieder. Er hatte mittlerweile die Schule nochmals gewechselt und war jetzt glücklich in der Ober-Secunda des dritten und letzten Gymnasiums unserer Stadt angelangt. Eigentlich war er wohl etwas zu alt für diese Klasse. Das fiel aber weniger auf, da ihn die Natur, in einem wunderlichen Widerspruch zu seinem anspruchsvollen und „riesigen" Namen, mit einem sehr bescheidenen Körpermaße bedacht hatte; nur der Kopf war recht umfänglich gerathen, mit einer hohen, von langen Künstlerlocken umwallten Stirn, und steckte ganz voll großartiger Pläne. Unter Anderem vertraute mir Adalbert an, sobald er „aus der Tretmühle des Gymnasiums heraus" sei, was immerhin noch einige Jahre dauern mußte, gedenke er seine Erstlingswerke herauszugeben —

einen Band lyrischer Gedichte, ein Drama „Alexander der Große“ und nebenbei auch eine Sammlung „Betrachtungen und Vorschläge zur Ueberbürdungs-Frage.“ Hinsichtlich des Verlegers sei er noch nicht recht mit sich einig, er habe ja die Wahl frei.

„Haben Sie das denn Alles schon fertig geschrieben?“ fragte eine unserer jugendlichen Tanzdamen bewundernd. „Nur zum Theil,“ antwortete Adalbert, „die mechanische Arbeit des Schreibens stört den Flug des Geistes. Aber das macht nichts. Da sitzt es!“ und klopfte mit dem Knöchel des Zeigefingers an seine Denkerstirn.

Einige Zeit darauf theilte er mir mit, daß er jetzt „sein eigener Herr sei“, d. h. keine Schule mehr besuche. Er werde sich privatim darauf vorbereiten, in einem, höchstens zwei Jahren das Abiturienten-Examen zu machen, wobei ihm eine Menge Zeit zur Ergänzung seiner allgemeinen Bildung bleibe. Seine neue Visitenkarte, die er mir mit bescheidenem Stolze überreichte, trug die Aufschrift:

‚Adalbert Riesenkönig, studiosus litterarum‘.

Wie ich von anderer Seite erfuhr, hatte er diesmal die Schule verlassen müssen, weil er auf den

Einfall gekommen war, statt eines lateinischen Aufsatzes ein Gedicht in deutschen Knittelversen abzugeben und die ungünstige Aufnahme dieser Idee seitens des betreffenden Lehrers in einem Briefe an den Director als „banausisch“ zu bezeichnen.

Es vergingen wieder einige Jahre, ohne daß ich den guten Kerl — denn das war er im Grunde trotz aller Flausen und Grillen — wiedersah. Da klopfte er eines Tages an die Thür meiner Studentenbude, um die alte Bekanntschaft zu erneuern und sich als außerordentliches Mitglied oder „Conkneipant“ zu der Verbindung zu melden, deren Sprecher ich damals war. Er gehörte jetzt richtig zu den akademischen Bürgern — allerdings nur mit der sogenannten kleinen Matrikel, das heißt, die philosophische Facultät duldete ihn auf vier Semester unter ihren Studenten unter der Voraussetzung, daß er bis dahin irgendwo das Maturitäts-Examen nachhole. „Das ist ja schließlich nur eine Kleinigkeit,“ meinte er, „eine Formalität. Entweder nehme ich in der Zeit irgendwo gelegentlich so ein Examen mit, oder ich habe inzwischen auf freierem Gebiete Einiges geleistet, was mich weiterer amtlicher Beglaubigungen

enthebt." Er war noch ganz der Alte, mit dem bescheidenen Wuchs und dem großen langmähnigen Kopf, nur ein Schnurrbart war ihm gewachsen, und die Grillen in seinem Schädel zirpten um ein Beträchtliches lauter.

Auf der Kneipe war er bald wohlgelitten, ein gesprächiger und gefälliger Kamerad, vertragen konnte er zwar nicht viel, hielt aber in der Bezechtheit die schönsten Reden in Prosa und Knittelversen. Auch hörte er in den verschiedensten Collegien herum und kargte nicht mit äußerst kritischen Bemerkungen über Werth und Methode seiner akademischen Lehrer. „Was ich vor Allem vermisse," sagte er, „das ist der geistige Elan; die Ursprünglichkeit fehlt." Und dabei blickte er kühn und sinnend an seiner langen Nase vorbei, als wollte er fortfahren: „Na wartet, wenn ich 'mal da oben stehe!" Einstweilen aber hinderte ihn seine poetische Thätigkeit, diesem Gedanken näher zu treten. Er arbeitete nämlich an einem zweibändigen Roman, „aus dem Leben", wie er versicherte. „Ueber Freytag und Raabe sind wir denn doch nachgerade heraus," meinte er. „Man muß es dem deutschen Volke nur einmal zeigen."

„Du," fragte ich ihn einmal — es war gegen Schluß seines zweiten Semesters —, „wie steht es denn eigentlich mit Deinem Examen?" „Damit habe ich abgerechnet," erwiderte er, „ein höheres Forum wird jetzt über meine Fähigkeiten richten. Mein Roman erscheint im Laufe dieses Sommers, und weißt Du, wo?" Er nannte mir eine Zeitschrift, zu deren Mitarbeitern zu gehören mir damals als ein Traum von höchster Vermessenheit erschienen wäre. „Donnerwetter," sagte ich, „da kann man ja gratuliren. Weißt Du, da könntest Du eigentlich auf Kosten Deines Honorars schon eine Freikneipe geben." Er lächelte und nickte. „Ich denke, nächsten Samstag," sagte er, „das Manuscript ist schon vor einer Woche abgegangen, bis dahin habe ich die Antwort wohl." „Ach so," fragte ich, „die Sache ist also noch nicht abgemacht?" „Ich bitte Dich," meinte er, „einige Formalitäten erfordert so etwas doch immer."

Nun, die Freikneipe gab er wirklich am folgenden Samstag, aber zu ihrer Bezahlung mußte ich ihm das Geld borgen, „denn die Bummelkerls, diese Redacteure," meinte er, „sind, wie's scheint, noch immer nicht zu einem Entschluß über die Höhe des Honorars

gekommen, und den vorigen Wechsel von meiner Alten habe ich schon vorweg verbraucht.“ An dem Abend war er aber sehr angeregt, hörte und hielt bedeutende Reden auf seinen aufsteigenden Dichterstern und versprach jedem von uns ein Frei-Exemplar von der Buchausgabe seines Romans. Danach hörten und sahen wir nichts mehr von dem großen Werke, bis etwa sechs Monate später. Da überreichte er jedem von uns einen dicken Pack Zeitungsblätter in kleinem Format. „Ich habe das Ding doch lieber im ‚General-Anzeiger für Wormelsdingen und Umgegend‘ erscheinen lassen,“ bemerkte er leichthin. „Der Dichter der Gegenwart muß vor Allem auf die breite Masse des Volkes wirken, seine ganze Persönlichkeit darf nur dem Volke angehören, ohne Eigennutz und Nebengedanken. Deshalb habe ich auch auf weiteres Honorar einfach verzichtet.“ Wormelsdingen hieß das Nest, woher unser Adalbert stammte und wohin auch seine Mutter wieder verzogen war. Das Geisteswerk schien auf der Reise dorthin an Gewicht, entsprechend der Größe von Wormelsdingen, eingebüßt zu haben; es war nur mehr eine Erzählung von mäßigem Umfang, der Titel hieß „Buchhalterin und Millionär, von Adolar Titan“

und es waren ein Paar ganz nette Stellen darin, aber meine alte Wirthin behauptete, die hätte sie ähnlich schon 'mal gelesen, in einem alten Roman aus der Leihbibliothek, welche „Fanny oder ein edles deutsches Frauenherz" geheißen habe.

Als ich unserem Adalbert das andeutete, lachte er ärgerlich und sagte: „Das ist eben diese verfluchte Reminiscenzenjagd. Sie ist unzertrennlich vom Wesen des deutschen Volkes, ich kenne das schon von den Redactionen her. Aber ich werde sie schon noch zufrieden stellen mit meiner Originalität. Es fehlte mir noch etwas zur Auslösung meines ganzen Wesens — eine große Leidenschaft. Siehst Du, das fehlte mir. Und das habe ich jetzt. Vernimm gelassen ein großes Wort: ich" — dabei richtete er sich zu seiner ganzen fünffußhohen Größe auf —, „ich liebe . . . ein göttergleiches Wesen . . . eine Königin der Kunst."

Genaueres war nicht aus ihm herauszubringen. Aber ein Paar Tage darauf kam er sehr niedergeschlagen zu mir und pumpte mich wieder einmal an; sein ganzer Wechsel sei „bei einem kühnen Unternehmen drauf gegangen". „Ich hatte meine Dublonen falschen Brettern anvertraut," declamirte er, „wie Antonio, der

Kaufmann von Venedig, und der Sturm hat sie zerschmettert." Selbigen Abend auf der Kneipe erzählte man, daß die schon ziemlich angejahrte erste Liebhaberin des kleinen Wandertheaters, welches seit einigen Wochen draußen vor der Musenstadt auf einem „Bierdorfe" wirkte, mit dem Souffleur und Heldenvater durchgegangen sei, und so ganz allmählich sickerte durch, daß sie sich das Reisegeld dazu von einem Studenten erschwindelt habe, der sich in dem Glauben wiegte, daß er selber bei diesem Unternehmen die Rolle des Heldenvaters spielen werde.

Es war mir nun weiter nicht merkwürdig, als mir Adalbert einige Zeit darauf sagte: „Ich werde mich jetzt wieder mehr der Lyrik widmen, der elegischen und romantischen Richtung, weißt Du. Die sinnende Melancholie soll mich wie weiland Lenau durchs Leben geleiten. Glaube mir, das Leben giebt mehr Räthsel auf, als man glaubt. Mit dem puren Realismus ist's nicht gethan."

Ach, aber der pure Realismus trat jetzt sehr fühlbar an ihn heran. Der gewaltigste Realist — der Tod, rief unsern kleinen Freund in die alte Heimath ab, wo er gerade noch zurecht kam, um seiner allzu

gütigen Mutter in die brechenden Augen zu schauen und von ihr zu vernehmen, daß ihr Vermögen bis auf einen winzigen Rest zu seiner Ausbildung verbraucht sei.

Der Abschiedsbrief, in dem er mir das einige Zeit danach meldete, besagte zum Schluß: „Und so scheiden auch wir, lieber Freund. Dein Weg führt Dich über die glatte Heerstraße des Staatsdienstes und der bürgerlichen Laufbahn — mich lockt ein rauher, dorniger Pfad in jene Einsamkeit, wo der deutsche Dichter, arm und verkannt, dem Tode entgegenharrend, aus der Hand der Muse zugleich mit dem Lorbeerkranze das Hungertuch empfängt. Wir werden uns nie mehr wiederfinden.“

Ich habe an diese ausdrucksvolle Wendung nachmals mitunter denken müssen, besonders nachdem ich selber unter die deutschen Dichter gegangen war und es mir dem entsprechend anfangs recht schlecht erging. Zwar den Lorbeerkranz mit dem Hungertuch hat mir die Muse bis jetzt noch nicht gereicht; zuweilen gestattet sie mir sogar die Mittel zu einer sommerlichen Erholungsreise.

Auf einer solchen Reise — es ist jetzt einige Jahre

her — kam ich auch nach Wormelsdingen. Ganz hübsch liegt das Nest da mit seinen rothen Schindeldächern im grünen fruchtbaren Thale, „wie eine Schüssel Krebse mit Petersilie garnirt". Natürlich giebt es auch Postkarten mit Ansichten dort, und ich wollte meinen Lieben daheim eine davon schicken. Somit trat ich in einen Schreibwaarenladen — es war nur ein kleines Lädchen, aber das einzige des Ortes und eine verhältnißmäßig wichtige Quelle der Cultur, denn über der Hausthür stand in bescheidenen Lettern: „General-Anzeiger für Wormelsdingen und Umgegend", die Ladenthür trug die Aufschrift „Expedition" und auf der anderen Seite des Hausflurs zeigte eine zweite Thür sogar die Aufschrift: „Zum Chefredacteur." Deutlich hörte man drinnen die große Scheere klirren.

Als ich von einer netten runden Frau in den besten Jahren meine Postkarten eingehandelt und mit ihr noch zwischen Thür und Angel einige Bemerkungen über Wetter und Landschaft ausgetauscht, öffnete sich auf einmal hinter mir die Pforte des Redactions-Allerheiligsten, und eine fröhliche Stimme rief: „Ach, also bist Du — sind Sie es wirklich!

Die Stimme mußte ich doch kennen. Aber Sie kennen mich wohl nicht mehr?"

Wahrhaftig, beinahe hätte ich ihn nicht wiedererkannt. Rund und wohlgenährt, die Haare kurz geschoren, einen höchst solid aussehenden Kleisterpinsel in der Linken — Adalbert Riesenkönig hatte sich entschieden verbürgerlicht.

Er gab das auch ohne Umschweif zu. „Weißt Du," sagte er, als wir bei einer sehr trinkbaren Flasche einheimischen Wachsthums beisammen saßen und auf das Erscheinen der Hausfrau mit der Suppe warteten — sie hatten mich zum Essen dabehalten —, „der Mensch jagt so viel nach dem Glück. Und eigentlich besteht das Glück doch nur darin, daß man merkt, daß man's hat. Ich ahnte ja gar nicht, wie nahe ich es damals hatte, als ich die Wittwe meines Geschäftsvorgängers als treue Freundin und Pflegerin meiner Mutter erst näher kennen lernte. Sie hatte sich schon längst in mich verliebt aus den Schilderungen der Mutter — und dann aus dem Roman, weißt Du — ich, ich liebte sie zuerst „um ihres holden Mitleids willen" — so heißt's ja wohl im Othello, nicht wahr? Na, und so wurde ich Ehemann, Bürger in

Wormelsdingen, Verleger und Redacteur unseres Blättchens, — und Vater zweier blühenden Kinder, die Du draußen schon herumlärmen hörst."

„Na, und sag 'mal, was ist denn nun aus Deinen literarischen Plänen geworden? Dichtest Du noch?"

Er lächelte behaglich und griff nach einem kleinen Buche. „Gewissermaßen ja," antwortete er. „Siehst Du, das ist der ‚Kleine Wormelsdinger Landkalender', — er ist eigentlich unser Hauptartikel und bringt uns alle Jahre ein nettes Sümmchen ein, besonders seit die Auflage so gestiegen ist. Ich bin da nämlich, gleich als ich das Geschäft übernahm, auf eine Idee gekommen, — siehst Du, neben jede Woche im Kalender setzen wir so ein kleines Merksprüchlein, wie es die Bauern gern haben, — wie hier z. B. für die Fastnachtswoche:

Wenn die Frau will obenaus,
Geht's bald unten durch im Haus,

oder hier für Weihnachten

Nun freue Dich, mein lieber Christ,
Daß Dein Heiland kommen ist, —

für jede Woche eins, und alle Jahre neue. Das zieht riesig. Und die dichte ich alle selbst."

„Ja," nickte ich, „dazu hattest Du immer eine besondere Gabe. Und sonst? Wie steht es denn sonst mit dem Reimen?"

„Ach," meinte er, „das hat sich gelegt. Ich lese jetzt lieber ein gutes Buch. Wozu noch viel reimen? Das Geschäft geht gut, man hat zu thun, — und da schau her," — und er zog die beiden pausbackigen Buben, die sich neben der Mutter hereindrängten, an sich und strich ihnen liebkosend über den Kopf — „einen bessern Reim bring' ich doch nicht mehr fertig!"

Als ich gegen Abend das gastliche Nest der Riesenkönige und das ganze behäbige Wormelsdingen hinter mir hatte und auf der Landstraße fürbaß schritt, der nächsten Station zu, hörte ich seitab aus den vollblättrigen Wegsträuchern ab und zu ein bescheidenes, fröhlichbeschauliches Vogelstimmchen aufzirpen: „Zi—zi!"

Es paßte so recht schön in den stillen, erntefrohen Abendfrieden.

Ich kannte es wohl. Es war dasselbe Vögelchen, das in der gährenden Frühlingszeit so gedankenkühn und thatenarm immer wieder anhob und abfiel: „Zi—zi—zi— — — Ziii!"

Daphnis und Chloe.

Längs dem Garten des weiland kurfürstlichen Lustschlosses zog sich ein Wasserlauf, mehr Graben als Bach, ein nahrhaftes und anmuthiges Vaterland für zahlreiche Frösche, Wasserratten und Teichspinnen. Und tief unten, halb versunken in den schlammigen Grund, lagen Daphnis und Chloe.

Sie lagen wohl schon hundert Jahre dort. Grünliches Moos hatte die steinernen Glieder überzogen es wucherte frech und üppig zwischen den Falten am Jabot des Rococo-Schäfers und in dem freigebig bemessenen Busen-Ausschnitt seiner schönen Gefährtin. Noch immer hielt Daphnis die schlanken Finger beider Hände zierlich gekrümmt vor dem Munde, die Flöte aber hatte er bei seinem jähen Sturze verloren, und statt ihrer spannte sich eine zähe Alge zwischen seinen

Händen her, unangenehm anzufühlen und musikalisch nicht zu verwerthen, aber sehr beliebt bei unternehmenden Froschjünglingen als schwebendes Reck zu allerlei Schaukel- und Taucherspielen.

Es hatte eine gute Zeit gekostet, bis sich Daphnis und Chloe einigermaßen an diesen Aufenthaltsort gewöhnten. Wie so ganz anders hatte es mit ihnen gestanden, als sie noch das Licht der Sonne schauten! Da prangten sie einander gegenüber auf hohen Sockeln, beiderseits eines Weges, der vornehm mit Silbersand bestreut und mit kunstvoll verschnörkelten und beschneitelten Buchsbaum-Hecken eingefaßt war. Und über den Silbersand schritten würdige Domherren, zierliche Abbé's, Cavaliere in der kurfürstlichen Uniform, blau mit Silber, oder in blühenden Phantasie-Farben gekleidet, — und die Damen erst in ihren rauschenden, knisternden Gewändern aus Seidentaft, mit den thurmhohen Toupets und den schneeweiß gepuderten Armen und Busen und den Schönheitspflästerchen auf den Wangen!

Das plauderte, lachte und kicherte, das liebelte und intriguirte, es war eine Lust zuzusehen. Wenn dann erst Serenissimus selbst erschien, der Kurfürst-

Erzbischof Maximilian Clemens, dann bildete sich längs dem Wege rechts und links ein Spalier von verbeugten Herren und knixenden Damen, Daphnis aber und Chloe standen aufrecht, wie zuvor, sie ganz allein, und so waren sie eigentlich die Vornehmsten in der ganzen Gesellschaft. Ob sie das wohl fühlten!

Und dann Abends, wenn vom Schloßthurme her die Spieluhr ihre Abendweisen durch die laue Sommerluft erklingen ließ, Menuet, Sarabanda, Giga und Rondo, wenn dann die Kronleuchter hinter den Spiegelscheiben des Schlosses aufflammten und den Hof zur Abendtafel riefen, dann ward es still von Plaudern und Lachen auf den Silbersandwegen, dafür aber begann die Sommernacht zu sprechen mit allerlei süßen, geheimnißvollen Stimmen, und der Mond stieg auf und spielte mit breitem, grüngoldenem Lichte in den plätschernden Cascaden und Fontainen des Schloßgartens. Bis dann wieder nach einer Weile etwas ganz leise und verstohlen über den Sand schlich, — irgend ein Pärchen, dem es da drinnen im Schlosse zu laut und zu hell geworden war.

Ein Geflüster, — er leidenschaftlich, süß werbend, sie abwehrend, zaghaft coquett:

„So will Belinde, daß mein Herz bricht? So will sie niemals ihren treuen Schäfer beglücken?"

„Fi donc, Marquis — lassen Sie uns zurückgehen!"

Er aber, in höchster Wallung der Gefühle, breitete sein seidenes Tuch mit geschicktem Wurfe auf dem Sande vor ihr aus und beugte zierlichst sein Knie darauf:

„O sieh mich knieen, Belinde!"

„Ciel!"

Bis sie dann nach einem letzten kurzen Capituliren eng umschlungen — so eng, wie es die Rücksicht auf Hofkleidung gestattete — weiter schlichen, den Laubengängen zu, von denen der laue Wind süße Gaisblatt-Düfte herübertrug und schluchzende Lieder der Nachtigall . . . Und Daphnis wieder allein war mit seiner Chloe, die im Mondenschimmer ihm gegenüberstand, ein zärtliches Lächeln um die Lippen, mit ihren weißen Händchen das Rococo-Röckchen ein wenig hebend, als ob sie sogleich vom Sockel herunter auf ihn zutänzeln wolle und nur noch abwarte, bis er auf seiner Flöte den Menuet-Tact dazu angebe.

Vorüber, Alles vorüber!

Sie hatten den Tag gesehen, wo das alles ein Ende nahm; wo Serenissimus höchstselbst das Schloß und das Land verließ, in der eilfertig angeschirrten großen Reisekutsche, mit dem Restbestand seiner Staatskasse und einem Korb Rüdesheimer als Wegstärkung.

Dann waren wilde Männer gekommen, mit Gewehr und Säbel, in überaus schmierigen Uniformen, kurze Tabakspfeifen im Munde und eine blauweißrothe Cocarde am Dreispitz, die hatten das Schloß geplündert, den Garten zertrampelt, aus den Kellern jeden Rest von Rüdesheimer geleert und des Teufels Zeug getrieben, Alles im Namen der Nation und der Freiheit.

Daphnis und Chloe bemühten sich vergebens, zu ergründen, was diese Worte bedeuteten und inwiefern sie eine Erklärung für das plebejische Benehmen jener Leute böten. Während sie noch darüber nachdachten, waren sie schon von einem Dutzend ungewaschener Barbarenfäuste ergriffen und plumps, lagen sie im Graben.

Daphnis fiel auf den Rücken, Chloe aber kam auf die rechte Seite zu liegen und blieb in dieser Stellung, da sich ihr schöner Arm sogleich tief in den Grund

einbohrte. Diese Lage gestattete ihr einen weiteren Querblick über den neuen Aufenthaltsort, und mit der Zeit fand sie darin manches Anziehende und Abwechselnde für ihren leider etwas leichtfertig und neugierig veranlagten Geist. Als sie vollends überzeugt zu sein glaubte, daß sich selbst unter den Fröschen einige Herren von Geschmack und Lebensart befanden, welche ihre anmuthigen Züge mit bewundernden Glotzaugen musterten und jedenfalls nur ihr zu Ehren in den gefühlvollsten Lauten quakten, fing sie an, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Nur kein Echauffement, dachte sie, das schadet der Figur.

Der arme Daphnis war übler daran. Seine aristokratische und loyale Seele war durch das Benehmen der Eroberer zu heftig erschüttert worden, seine Flöte war ihm unter ihren rohen Händen verloren gegangen, und da er auf dem Rücken lag, so blieb es ihm versagt, seiner Chloe ins Antlitz zu schauen, obzwar ihre Köpfe kaum einen Froschsprung weit von einander entfernt waren. Das alles bekümmerte ihn tief, und wenn er auch, Dank seiner steinfesten Natur, nicht daran starb, so blieb doch eine starke Wirkung auf sein Gemüth zurück; er wurde

hypochondrisch, nervös, haderte im Stillen mit Gott und aller Welt und zweifelte sogar erheblich an der Treue seiner Chloe, obgleich es schwer zu ergründen war, mit wem sie in dieser Einsamkeit Untreue üben sollte.

So lagen die Beiden in ihrem feuchten Exil, Jahr um Jahr, sie sahen eine Generation von Fröschen nach der anderen werden, blühen und vergehen, gleichwie Blätter im Walde.

Unterdeß gingen in der großen Welt draußen die erheblichsten Veränderungen vor sich, und auch das ehemalige Lustschloß der Kurfürsten bekam sein Theil davon. Nachdem es drei oder vier verschiedene Regierungen nach einander auf ewig in Besitz genommen und zu allerlei fiscalischen Zwecken benutzt hatten, wurde es unter den Hammer gebracht und erlebte nun eine Reihe von privaten Besitzern; es schien, als ob Keiner an ihm viel Freude erleben und es lange behalten sollte. Vielleicht würde Daphnis in dieser Thatsache einigen Trost für seinen Unmuth gefunden haben, wenn sie ihm bekannt gewesen wäre; aber seine quakenden Mitbürger bekümmerten sich um solche Dinge nicht, sie ermangelten völlig des Sinnes für

historische Entwickelung und waren zufrieden, so lange sie ihren Wassergraben ungestört behielten.

Als aber gerade zum hundertsten Male seit der Vertreibung des geistlichen Fürsten die Rosen blühten und die Kirschen reiften, da trat eine so große und anhaltende Dürre ein, daß der Graben fast völlig austrocknete. Die ältesten Frösche vermochten sich eines so erschrecklichen Naturereignisses nicht zu erinnern; in ernsten Gruppen saßen sie unter den großen Huflattich-Blättern am Ufer und beklagten mit traurigen Lauten den voraussichtlichen Weltuntergang, Daphnis und Chloe aber schauten nach so viel Sommern zum ersten Male wieder die Sonne und fühlten mit innigem Behagen die heißen Strahlen auf ihren übermoosten Gliedern.

Es traf sich aber, daß just in diesem Jahre ein neuer Herr das Schloßgut bezogen hatte. Der vernahm kaum die Kunde von der Entdeckung der beiden Statuen, als er auch sogleich erschien, um den Fund in Augenschein zu nehmen. Es war ein hochgewachsener, breitschultriger Herr mit leuchtenden blauen Augen und langen weißen Locken, auch sein Vollbart war schon ganz ergraut, am Arme aber

führte er eine junge schöne Dame. Auf diese blickte Daphnis mit Abneigung, da er sich in seiner mürrischen Laune allmählich zu einem richtigen Weiberfeind ausgebildet hatte. Der alte Herr gefiel ihm von vornherein sehr gut, „seine Tracht," dachte er, „ist freilich sehr unpassend, lange Pantalons und kurze Westen trugen doch sonst nur die gewöhnlichsten Roturiers."

Aber selbst mit diesem Makel vermochte Daphnis sich abzufinden, als er nun hörte, wie der alte Herr Befehl gab, das Pärchen sogleich auszugraben und zu putzen, worauf er der jungen Dame noch sagte:

„Es ist ganz merkwürdig, liebe Alma, ich habe die Beiden sogleich nach der Beschreibung wiedererkannt, sie standen ursprünglich dort drüben an dem Wege, der jetzt zu meinem Gartenhäuschen führt, und gerade Kurfürst Max Clemens hat sie aufstellen lassen, wie aus dem großen commentirten Schloß- und Gartenplan von anno 1770 zu ersehen ist. Die Beiden sind jetzt über 120 Jahre alt."

Diese genaue Kenntniß seines ruhmvollen Ursprungs versetzte den guten Daphnis in die rosigste Laune, deren er noch fähig war, Chloe aber ärgerte sich und hätte beinahe ihr steinernes Näschen ge-

rümpft, denn schließlich ist es für eine schöne Schäferin immer peinlich, wenn man sich so öffentlich über die beträchtliche Höhe ihres Lebensalters ausläßt.

Ein Paar Wochen darauf standen Daphnis und Chloe wieder richtig an ihren früheren Plätzen. Der alte Herr hatte sie schön sauber putzen lassen, hatte ihnen auch neue Sockel gestiftet, freilich nicht so hoch, wie die früheren, und Daphnis verdankte seiner Freigebigkeit überdies eine neue Flöte, die ein ländlicher Künstler naturalistisch aus schwarzem Holz verfertigt hatte; es waren sogar Ventillöcher daran.

Aber bei alledem fehlte viel, daß Daphnis mit der Welt jetzt zufrieden war. Wenn ein Mann einmal hundert Jahre im Sumpfe gelegen hat, so ist ein gewisser seelischer Rheumatismus nicht so leicht wieder aus ihm herauszubringen. Daß die langen Pantalons und die kurzen Westen jetzt allgemein Mode waren, daß der Weg nicht mehr mit Silbersand bestreut und anstatt mit kurz geschorenen und verschnörkelten Buchsbaumgruppen mit mannshohen, ganz natürlichen Rosenbüschchen eingefaßt war, — daß überhaupt die ganze Welt eine so auffallende Neigung zum Bürgerlichen zeigte, damit wußte er sich als

Mann von Bildung schließlich abzufinden. Aber wie sich nun erst Chloe in diese entfeinerte Welt fand, das empörte ihn in tiefster Seele.

Unglücklicher Weise hatte man bei der Aufstellung der Beiden ein Versehen begangen, — Chloe's lächelndes Antlitz war nicht mehr ihrem Gefährten zugewandt, sie äugelte zwischen den Rosen seitwärts an ihm vorbei auf die Wiese, und dort — ach, Daphnis wußte es wohl! — stand ein anderer Marmor-Jüngling in einer Tracht, wie er sich geschämt hätte vor einer Dame zu erscheinen: ganz nackt, nur mit einem höchst zweckwidrig über den Arm geworfenen Mantel, und den einen Arm weit ausgereckt, gegen alle Hofmanier.

Und das nannte sich Apollo! Daphnis wußte doch auch noch aus seiner Jugendzeit, wie Apollo damals auftrat, — sittsam, in langem Schoßrock, langer Weste mit Spitzen-Jabot, Kniehosen und seidenen Strümpfen. Wenn er das alles inzwischen eingebüßt hatte und jetzt umherstand wie ein Bauernjunge beim Baden, so mußte er ja nett heruntergekommen sein. Aber natürlich, so etwas gefiel den Damen, — es war unerträglich, wie Chloe nach dem

sittenlosen Dichtergott hinäugelte und lächelte. Also darum hatte sie sich beim Aufstellen nach dieser Seite hindrehen lassen, die falsche Schlange! — „Aber“, — und der redliche Daphnis griff nach dem letzten Troste, der einem in seinen heiligsten Gefühlen verletzten Liebhaber noch bleibt, — er verallgemeinerte den Fall und sagte: „Aber so sind sie alle!“

Von diesem bedenklichen Vorurtheil schloß er auch nicht einmal die schöne junge Begleiterin seines jetzigen Oberherrn aus. Als Daphnis die Beiden zuerst gesehen, hatte er angenommen, daß sie die Tochter des alten Herrn sei, — oder vielleicht eine Dame von dessen Hofstaat, welche es sich angelegen sein lasse, den einsamen Lebensabend des Gebieters gefällig zu erheitern, wie weiland die Baronesse Aurora am Hofe des guten Max Clemens.

Inzwischen aber war Daphnis klüger geworden. Er wußte jetzt, daß die junge Dame Frau Alma hieß und in allem Ernste die Gemahlin seines grauhaarigen Herrn war. Das erfüllte seine Seele mit dunklen Befürchtungen für den Herzensfrieden seines Gebieters; denn er erinnerte sich noch sehr wohl, wie man zu seiner Zeit in Hofkreisen über solche un-

gleichen Ehebündnisse dachte und klatschte, und es that ihm um so mehr leid, als er für den alten Herrn die tiefste Verehrung empfand. Der war immer so freundlich zu ihm, er blieb jedesmal vor Daphnis stehen und musterte ihn freundlich lächelnd, wenn er mit einem dicken Pack Bücher und Papiere unter dem Arm den Weg herabkam, um in dem Gartenhäuschen zu arbeiten, welches mit der schmalen fensterlosen Thürseite an diesen Weg grenzte. Schon allein, daß der Herr des Schlosses persönlich arbeitete, war für Daphnis etwas überaus Merkwürdiges und Ehrfurcht Einflößendes. Max Clemens hatte ihm diesen Anblick niemals bereitet. Daphnis hatte aber auch herausbekommen, was der alte Herr, welchen die Leute den Herrn Geheimrath nannten, dort in dem Häuschen arbeitete, und das erhöhte seine Verehrung noch: denn der Herr Geheimrath schrieb an einem Buche über die Regierung des Kurfürsten Max Clemens, und einen edleren Stoff konnte sich Daphnis gar nicht denken. Und wie genau wußte der alte Herr seiner jungen Frau von all der schönen Vergangenheit zu erzählen, wenn er sich durch ihre Erscheinung einmal von der Arbeit losreißen ließ und

sie mit einer an die besten Hofzeiten erinnernden Ritterlichkeit durch den Garten begleitete! All die vornehmen Herren und Damen, die Daphnis in seiner Jugendzeit so oft gesehen und belauscht, kannte der alte Herr mit Namen und Wesen, — es war unendlich trostreich, ihm zuzuhören, und schändlich war es von der jungen Frau, daß sie dabei zuweilen heimlich gähnte.

Einmal bereitete aber der Herr Geheimrath durch seine gründliche Kenntniß dem armen Daphnis einen großen Kummer. Es trieb sich da im Garten ein zahmer Rabe herum mit Namen Corax, ein ganz durchtriebener schwarzer Geselle mit spöttischen Geberden, der für Daphnis schon längst ein Gegenstand des Aergers war, da er sich mit Vorliebe auf Chloe's Schulter zu setzen liebte und den unglücklichen Hirten von dort aus höhnisch beäugelte. Dort saß er auch wieder, als einmal der Geheimrath mit Frau Alma vorüberging und sogleich mit seinem freundlichsten Lächeln anhub:

„Sieh doch, wie sonderbar, — jener ehrsame Hofpoet des letzten Kurfürsten, von dem ich Dir neulich erzählte, hat auch schon auf irgend einen Ahn-

herrn dieses schwarzen Gesellen eine Handvoll Alexandriner gereimt, — ich denke, ich weiß sie sogar auswendig:

„Der Rab', o Phyllis, war, wenn dem Ovid wir glauben,
Vordem Apoll's Genoss' und weiß wie Venus' Tauben.
Als Wächter gab Apoll' ihn einer Schäferin,
Die Phoebo Treue schwur; doch — Götter! — Weibersinn!
Sie trog Apollo's Herz; versteckt im Busch von Myrthen
Pflag sie verbot'ne Lust mit einem schönen Hirten.
Der Rabe merkte dies und sagt's dem Gotte wieder.
Den Boten spannt Apoll' und schoß die Falschen nieder.
Doch bald erfaßt von Reu, von Unmuth gar verzehret,
Hat er des Raben Kleid aus weiß in schwarz verkehret;
Und sein Gesang, sonst süß, klingt heiser jetzt und schrill. —
So geht's dem Biedermann, der Untreu ahnden will."

Daphnis kannte diese schönen Verse wohl, — war er doch selbst dabei gewesen, als der Hofdichter Balthasar Scherzius sie in einer den Musen geweihten Stunde anfertigte und sodann dem Kurfürsten Max Clemens zu allerhöchst geneigtem Gehör brachte. Aber indem Daphnis ihre Süße nochmals im Geiste nachkostete, ward sein Gemüth plötzlich von einer schrecklichen Ahnung durchschüttert. Er gewahrte, wie der Rabe Corax mehrmals nach dem so unschicklich wenig bekleideten Apollo auf der Wiese hinflog, um dann jedesmal wieder auf Chloe's Schulter zurückzukehren

und ihr mit seiner krächzenden Stimme Einiges in das kleine Ohr zu sagen, wobei er Daphnis schadenfroh anschielte. Sofort war es diesem klar: dieser nichtswürdige Geselle stand noch ebenso gut wie sein Ahnherr in Apollo's Solde und machte hier, vor den Augen des Betrogenen, den Liebespostillon zwischen dem sittenlosen Heidengotte und Chloe!

Diese Wahrnehmung ließ seine Meinung von Weibertreue vollends tief unter den Nullpunkt sinken. Indem er sich wieder mit dem beliebten Trostgrunde „andere Leute haben auch Unglück" zu helfen suchte, erinnerte er sich, die schöne Frau Alma in der letzten Zeit auffallend häufig allein mit einem jungen Herrn zusammen gesehen zu haben, der ihm unter allen Besuchern des Schlosses der allerunangenehmste war; denn dieser junge Herr trug ein Glas in das eine seiner ohnedies schon unverschämten Augen geklemmt, durch welches er bei seinem ersten Besuche Chloe sehr frech gemustert und mit schnarrender Stimme für einen „netten Käfer" erklärt hatte, während er Daphnis als einen „ollen Querpfeifer" bezeichnete. Und mit so einem wollte sich Frau Alma lieber unterhalten, als mit ihrem gelehrten Eheherrn?!

Leider wurde Daphnis in seinem Verdachte noch bestärkt durch die Beobachtungen, die ihm sein Freund mittheilte. Denn auch er hatte einen Freund gefunden, der sich allerdings meist einsam und scheu unter dem Wiesengrunde umhertrieb und nur in ganz stillen Nächten hin und wieder hervorstieg, um mit dem unglücklichen Hirtenjüngling verständnißvolle Zwiespräche zu pflegen. Er nannte sich Talpa der Maulwurf und trug ein weiches schwarzes Gewand, welches ebenso wie der ganze Habitus des neuen Freundes Daphnis angenehm an den nun längst verstorbenen Hofcaplan des Kurfürsten Max Clemens erinnerte. Für seine Liebesleiden fand Daphnis bei Herrn Talpa die vollste Würdigung, da dieser selbst auf alle Weiblichkeit sehr schlecht zu sprechen war und mit seiner eigenen Frau in Ehescheidung lebte.

Er war ein sehr feinöhriger Gesell, und es war erstaunlich, was er von seinem unterirdischen Palast aus alles auszukundschaften wußte. Den verdächtigen jungen Herrn mit dem Augenglase kannte er ganz genau und traute ihm alles Böse zu; er war sogar Ohrenzeuge gewesen, wie dieser Herr vor einigen Tagen ein Selbstgespräch führte, in dem er unter

Anderem die Worte vorkamen: „Alter Bücherwurm vernachlässigt die Kleine ja recht nett, — äh, wollen das Bäschen schon 'rumkriegen!" — Worte, welche für Daphnis und Talpa die Grundlage zu sehr traurigen und sehr ernsthaften Betrachtungen gaben.

„Aber wissen Sie, Daphnis, vielleicht bringe ich den Sünder doch noch zu Fall," bemerkte Talpa der Maulwurf einmal geheimnißvoll. „Nur müssen Sie mir nicht böse werden. Denn es könnte sein, daß Sie auch 'was dabei mit abbekommen."

„Was haben Sie vor, Hochwürden?" fragte Daphnis etwas ängstlich.

Talpa aber schwieg und kratzte nur in tiefen Gedanken ein ansehnliches Loch in den Sand.

In den nächsten Tagen sah Daphnis den Herrn Geheimrath nur selten; der alte Herr schien jetzt in seinem Gartenhäuschen völlig Wohnung genommen zu haben; offenbar hatte er sich ganz in seine gelehrten Arbeiten eingesponnen. Einen noch größeren Fleiß aber entwickelte Talpa der Maulwurf: er arbeitete Tag und Nacht, und es kam Daphnis vor, als ob er dabei sogar die schuldige Rücksicht auf anderer Leute Sicherheit vernachlässige; denn der

lichtscheue Schwarzrock rumorte zuweilen dicht unter seinem Sockel herum, was für dessen Festigkeit doch unmöglich gesund sein konnte.

Indeß hatte Daphnis keine Zeit, lange auf das Treiben seines Freundes zu achten, seine Gedanken waren jetzt stets auf Frau Alma gerichtet, welche stundenlang einsam in den Gartenwegen umherwandelte, sehr blaß und anscheinend sehr unbefriedigt. Und schließlich kam es, wie Daphnis längst vorhergesehen hatte, — am dritten Abend sah er Frau Alma zwischen den Rosenhecken herannahen, ihr zur Seite den jungen Herrn mit dem Augenglase, welcher leise und leidenschaftlich auf sie einredete.

Chloe lächelte dazu ganz unbefangen von ihrem Sockel herunter und verzog auch keine Miene, als der böse Gesell nun gerade zwischen ihr und Daphnis Halt machte und sich mit Beschwörer-Geberden vor Frau Alma auf ein Knie niederwarf.

Die junge Frau trat erschrocken ein Paar Schritte zurück — auch Daphnis erschrak im Innersten, aber bei alledem konnte er nicht umhin, zu beobachten, wie doch selbst in solchen Dingen die Sitten roher geworden waren —, denn der junge Herr hatte ver-

gessen, vor seinem Kniefall das Taschentuch auf den Sand zu breiten.

Aber Daphnis hatte kaum noch Zeit zu dieser Beobachtung — plötzlich hörte er wieder dicht unter sich seinen Freund Talpa ungestüm herumrumoren, dann that es einen kleinen Erdrutsch unter ihm, und er stürzte der ganzen Länge nach quer über den Weg, haarscharf an dem Gesicht des jungen Herrn vorbei zu den Füßen der Schönen.

Frau Alma stieß einen Schrei aus, der Herr fuhr wüthend in die Höhe und schlenkerte fluchend vor Schmerzen seine linke Hand in der Luft hin und her, welche von Daphnis' Ellbogen eine gehörige Quetschung bekommen hatte.

Die junge Frau aber rief: „Danken Sie dem Himmel, der mich durch diesen Zufall vor Ihren Zumuthungen schützen wollte! — Hinweg!“ Sie deutete mit ausgestreckter Rechten gebieterisch nach dem Schloßthor hin, dann eilte sie selbst mit ungewissen Schritten dem Gartenhäuschen zu.

Da öffnete sich die Thür des Häuschens, auf der Treppe erschien ihr Gemahl, sein Haupt glänzte schön

und hoheitsvoll im Wiederschein der rosigen Abendwolken, und fröhlich überrascht rief er:

„Sieh da, Liebste, wie Du zur rechten Zeit kommst! Eben habe ich den letzten Federstrich an meinem Manuscript gethan!“

„Ja, wohl war es Zeit!“ flüsterte Frau Alma, dann warf sie sich in die Arme ihres Mannes und barg ihr schönes blondes Haupt an seiner breiten Brust.

„O, was ist aber das?“ rief er erschrocken und blickte auf den gestürzten Daphnis, — „Du hast Dich doch nicht verletzt bei diesem Unfall?“

Sie schüttelte das Haupt, sah ihm zärtlich in die Augen und küßte ihn, dann zog sie ihn sanft in das Häuschen hinein.

Ein Paar Tage darauf standen die Beiden Abends zusammen Arm in Arm vor Daphnis, der wieder heil und gesund auf neu gegründetem Postament prangte; nur die hölzerne Flöte fehlte, sie war in Folge ihrer naturalistischen Ausführung bei dem Sturze entzwei gegangen. Aber das verschmerzte der gute Daphnis leicht, da er nun die beiden Gatten so treu vereint vor sich stehen sah und Frau Alma ihn so freundlich

betrachtete. Dann blickte sie verschämt und dankbar zu ihrem Gemahl auf, der streichelte ihr liebevoll über die blonden Flechten und sagte:

„Tröste Dich, mein Liebstes, — ich kenne Dein Herz besser, als Du, und weiß, daß Du auch ohne diesen wunderbaren Zwischenfall die rechte Antwort für jenen Frechen gefunden hättest. Und nun laß es gut sein, — er wird Deine Wege nicht mehr kreuzen, und ich, — nun, ich werde künftig besser daran denken, daß ich meine Zeit und meine Gesellschaft auch Dir schulde, und nicht blos meinen Büchern. — Den da aber," fügte er mit einem freundlich lächelnden Blick auf Daphnis hinzu, „den wollen wir in Ehren halten".

„Und nicht wahr," flüsterte Frau Alma beinahe schalkhaft, „den armen Maulwurf, den lassen wir auch ungefangen? Denn der — der soll es doch eigentlich gewesen sein."

„Ja, Liebste", lachte der Herr Geheimrath, „da mußt Du schon einmal mit dem Gärtner reden. Ich hab' es ihm freilich verboten, aber er ist zu unwillig über den schwarzen Ruhestörer. Nun, wenn Du es ihm sagst, — Dir thun die Leute ja Alles zu Willen."

Und dann gingen die Beiden Arm in Arm weg.

Und es wurde ganz still, nur ab und zu ein fröhlicher Amselruf und ein leises Bienensummen.

Da wühlte sich etwas zu Daphnis' Füßen empor, ein schwarzbraunes Rüsselchen streckte sich schnoppernd in die Höhe, und schließlich stand er da in seiner ganzen Größe, Talpa, der Maulwurf.

„Da gehen sie hin," brummte er. „Wissen Sie, Daphnis, es ist im Allgemeinen kein Verlaß auf das Weibervolk, aber die da, denke ich, hätten wir bekehrt ein für alle Mal. Aber mir hilft das nun nichts, — Undank ist der Welt Lohn, — ich ziehe aus. Der Gärtner fängt mich sonst doch heimlich noch ab, trotz aller herrschaftlichen Verbote, — und dann, im Vertrauen, Daphnis: so ganz und gar Strohwittwer, das ist doch auch nichts; ich ziehe wieder zu meiner Frau drüben auf der großen Schafweide, — sie wird wohl auch inzwischen Mores angenommen haben. Na, Gott befohlen, — vielleicht sehen wir uns doch noch 'mal wieder. Grüßen Sie Chloe!"

Sprach's und verschwand. Ganz ergriffen versuchte Daphnis ihm nachzublicken. Da sah er erst das Allerschönste. Die Gärtnersleute hatten diesmal bei seiner Aufstellung ihren ersten Fehler wieder gut

gemacht: Chloe blickte ihm gerade ins Antlitz, die Aussicht auf den Apollo war ihr benommen, um so holdseliger lächelte sie jetzt ihrem ersten Liebhaber wieder zu. Der wollte erst ein wenig streng thun, es gelang ihm aber nicht. Die aufregenden und rührenden Ereignisse der letzten Tage hatten den Rheumatismus in seiner Seele gelöst, nun schwand das Uebel völlig unter Chloes Lächeln, und da er trotz des abermaligen Verlustes seiner Flöte Arme und Hände noch immer hielt wie früher, so sah es im milden Scheine des Abends gerade aus, als ob er seiner Chloe mit zierlich gekrümmten Fingern Kußhändchen zuwürfe; und sie war klug genug, es auch so aufzunehmen.

Von demselben Verfasser ist erschienen:

Wunderliche Leute.

Geschichten und Skizzen.

Gebunden 3 Mark.

Sehr viele liebenswürdige und sympathische Gesichter treten dem Leser aus den Novellen „Wunderliche Leute“ von Ernst Lenbach (Verlag von Carl Reißner, Leipzig) entgegen. Die meisten haben die stillen Züge von Menschen, denen der Sonnenschein von innen kommt, und denen er daher auch nicht gleich ausgeht, wenn der Himmel sich 'mal bewölkt. Keine Lectüre für Leser, die Bücher flüchtig durchjagen und Sensation erwarten. Wer aber Zeit und Lust hat, sich behaglich in einen Band zu vertiefen und den Geschöpfen des Dichters nachzugehen, der wird hier seine Rechnung finden.

Paul v. Szczepański
in Velhagen & Klasing's Monatsheften, April 1895.

Mit reizender Liebenswürdigkeit hat der Verfasser eine Reihe echt menschlicher Typen hier geschildert, in einer so scharf characterisirenden und trotz aller Realistik poetischen Weise, daß man diese „Wunderlichen Leute“ mit innigem Behagen liest. Das Buch enthält in der That einen inhaltsvollen Abschnitt aus dem großen Kreis des menschlichen Lebens, schildert die Absonderlichkeiten und Eigenheiten immer voll Humor und Frische, ohne beißenden Spott, ohne scharf geätzte Satire. „Weißt Du, worin der Spaß des Lebens liegt? Sei lustig! — Geht es nicht, so sei vergnügt“ — dieses schöne Wahrwort des „Weisen von Weimar“ ist der Refrain, der immer wieder durch all' die Schwächen und Gebrechen, durch all' die Wirrungen und Irrungen der hier characterisirten Personen hindurchklingt. Da schildert uns der Verfasser in der „Familie Quöppel“ das echt patriarchalische Leben einer Dorfschulmeisterfamilie, auf deren Mitglieder das

Wort des großen englischen Philosophen Baco in erster Linie paßt, daß jeder Mensch ein Unicum sei. An ein von Rheinwein durchduftetes, feucht-fröhliches Convivium schließt sich die Schilderung einer „schönen Seele“, der hübschen gefühlvollen Tochter des „reichsten und sichersten Vertreters der Fett- und Thranbranche in der Residenz“. Sie verliebt sich in die elegisch durchsäuselte Gedichtsammlung eines jugendlichen Collegen Apollo's, der sein Erstlingswerk unter dem Titel: „Götterdämmerung und Todtentrompeten“ aus „seiner lyrischen Schmerzenskammer“ ans Licht der Oeffentlichkeit gebracht hat, dermaßen, daß sie auf die Suche nach diesem „vom Kuß der Muse“ begnadeten Jüngling geht und dabei in die wunderlichsten Verwirrungen geräth. Das tollste Stück der Sammlung ist ohne Zweifel die Geschichte „Wie Romane werden“. Hier kann sich des Autors liebenswürdiger Humor in seiner ganzen Tiefe und Breite entfalten, hier zeigt sich auch, wie sehr Jean Paul Recht hatte, als er bekannte, daß der Humor eher eine Gabe des Herzens, denn des Geistes sei. Auch die übrigen Geschichten und Skizzen des Büchleins legen ein günstiges Zeugniß ab von des Verfassers frischem und anmuthendem Talente. Wir weisen namentlich auf „Das Hünengrab“ und „Ein Klebpflaster“ hin. Wer ein Stück echten Menschenlebens in liebenswürdiger Weise kennen lernen will, der greife getrost nach diesem Buche. Er wird die Zeit, die er auf die Lectüre verwendet, nicht zu bereuen haben. Hamburgischer Correspondent.

Ein höchst angenehmes und in seiner Anspruchslosigkeit liebenswürdiges kleines Buch! Die behagliche Kleinmalerei und bescheidene Lebensauffassung erinnern dann und wann an Heinrich Seidel. Die neun kleinen Skizzen aus der Wirklichkeit erscheinen nicht in dem harten, kalten Lichte des modernen Realismus, sondern in der warmen Beleuchtung eines fröhlichen und zufriedenen Sinnes. Kreuz-Zeitung.

Druck von Ramm & Seemann in Leipzig.

Ramm & Seemann in Leipzig.